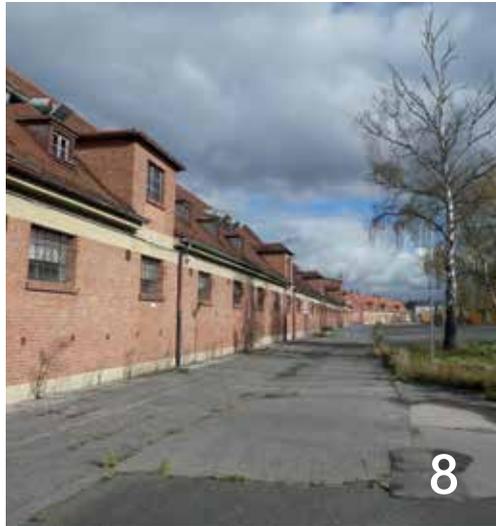
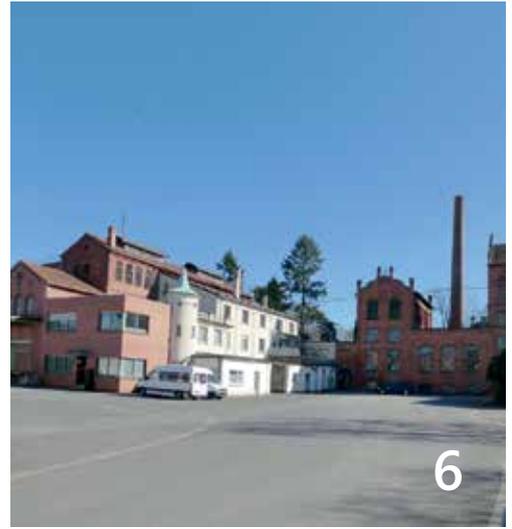
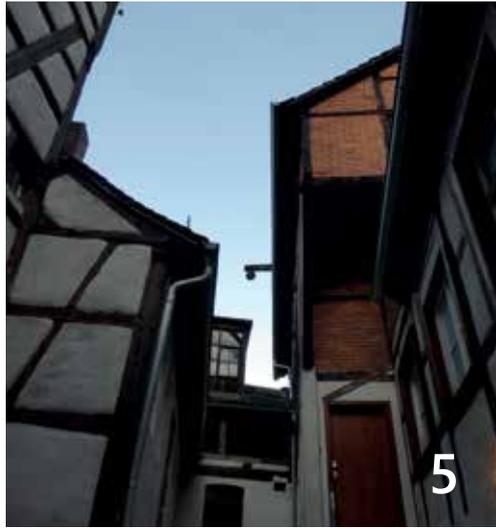


denkmalweiter



**Kein Denkmal - weg damit!
... echt jetzt?
Vom Umgang mit nicht gelisteten Denkmälern**

Heft 20 - Ausgabe 1 / 2024





Inhalt

- 6** Ortsbilder erhalten
Interview mit Elke Wendrich (Denkmalnetz)
- 8** Das „Bamberger Modell“ im Lauf der Zeit
- 10** Augen auf für Graue Energie
- 17** Hartmannstraße:
Erfreulicher Erhalt einer Villa
- 18** „Lagarde“ - Vorzeigequartier unter falschem Namen?
- 24** Ulanenkaserne:
Wahrzeichen auf den zweiten Blick
- 34** Potenzielle Vorbilder
- 35** Erlittene und drohende Verluste
- 36** Sanierungsgeschichten:
Es tut sich wieder was in Hilkersdorf
- 38** Oberer Kaulberg 31:
Unser Häusla geht in den Endspurt
- 40** Aktion „Endspurt im Häusla“, Impressum

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

wir beginnen unser Magazin diesmal mit einem kleinen Quiz: Was vermuten Sie ... Welche Gebäude auf der linken Seite

- sind wohl als Einzeldenkmal eingetragen?
- stehen unter Ensembleschutz?
- genießen keinen Denkmalschutz?

Zur Unterscheidung:

Einzeldenkmäler sind in der Regel in ihrer Gesamtheit geschützt, sind also sowohl innen als auch außen in ihrem Bestand als so bedeutsam für die jetzige und die Nachwelt erklärt worden, dass ihr Erhalt gefordert und gefördert wird.

Ensembles sind Straßen, Plätze und Gebäudegruppen, die in ihrem Zusammenspiel eine derart schützenswerte Wirkung entfalten, dass sie in ihrem Äußeren im Wesentlichen unverändert bleiben sollen.

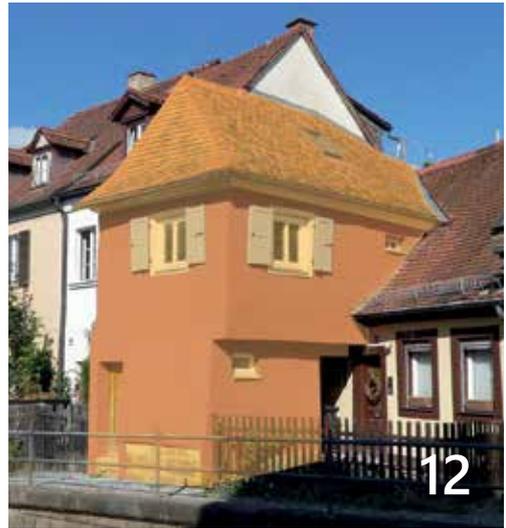
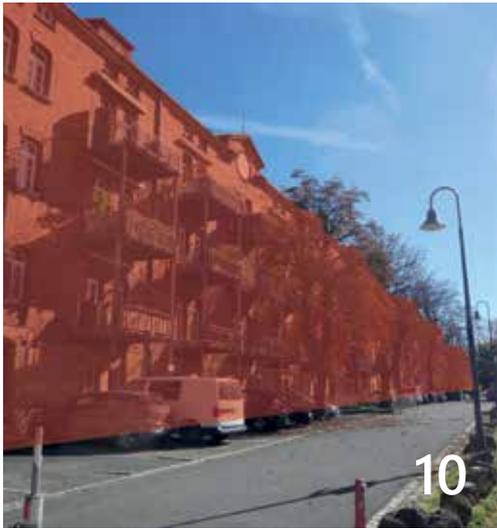
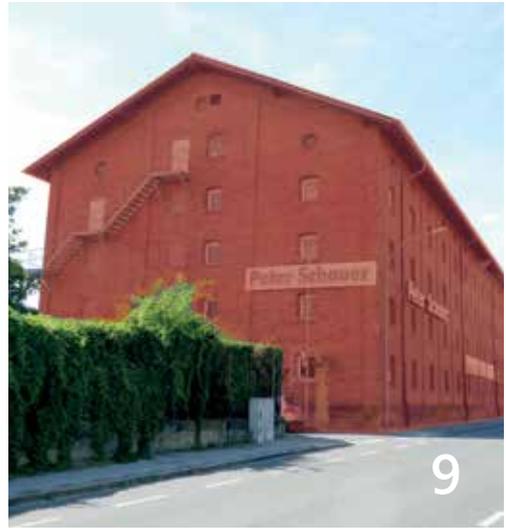
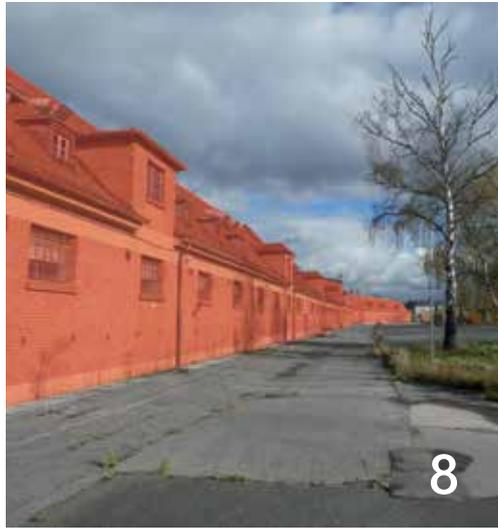
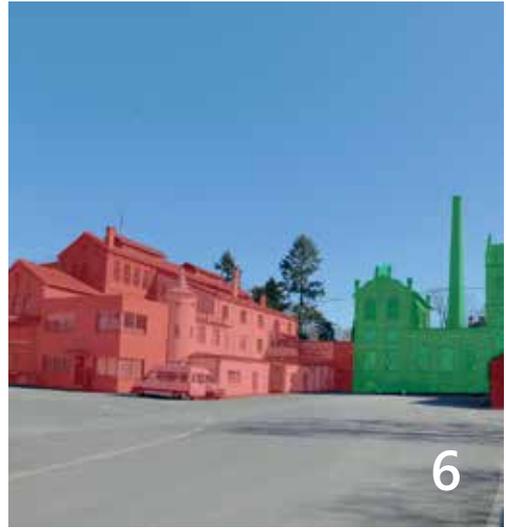
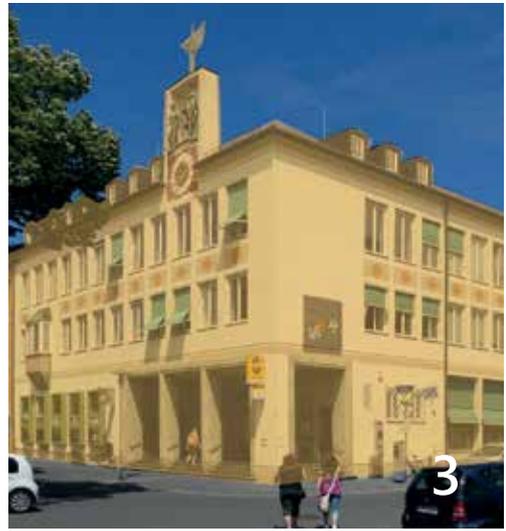
Die Auflösung unseres Rätsels finden Sie, wenn Sie umblättern!

Herzlich

Ihr Martin Lorber

1. Vorsitzender der Schutzgemeinschaft Alt Bamberg e. V.

Titelbild: Holzhofkaserne - ein Beispiel für ein nicht eingetragenes Denkmal, das dennoch erhalten blieb. Sammlung Christian Schmitt



Links die Auflösung unseres Rätsels auf Seite 2:

Einzeldenkmäler sind **grün**,

Ensembleschutz ist **gelb**,

Schutzlosigkeit ist **rot** markiert.

Das Ergebnis mag überraschen.

Tatsächlich ist Bamberg recht gesegnet: Mit über 1.300 eingetragenen Einzeldenkmälern finden sich hier so viele geschützte Gebäude wie in kaum einer anderen Stadt dieser Größenordnung. Zusätzlich wurde die Innenstadt von Bamberg 1984 als Stadt Denkmal anerkannt. Diese Fülle birgt aber auch ein Problem: Dadurch, dass es so viele vergleichbare Fälle gibt, hängt die Latte für neue Einträge durch das zuständige Landesamt für Denkmalpflege womöglich etwas höher als in anderen Orten. Aufgenommen werden Kandidaten vorzugsweise, wenn sie auch innen unverändert erhalten, besonders bedeutsam, besonders einzigartig sind. Eine Aufnahme in letzter Sekunde vor einem drohenden Abbruch, wie in der Hartmannstraße (4), ist selten geworden. So waren die Stallungen in der „Lagarde“ (8) infolge der (mittlerweile selbst schon historischen) Nutzung durch die US-Armee teilweise verändert, und fanden wohl daher keinen Platz. Ein Brauereigebäude, wie die alte Einhornbräu im Hinterhof der Oberen Sandstraße 24 (5), wird womöglich nicht gelistet, weil mit den Brauereigebäuden Mahr oder Maisel architektonisch markantere Beispiele auf der Liste stehen. Und selbst innerhalb der Brauerei Maisel (6) wird unterschieden – das Kesselhaus wurde geschützt, der Kellerei- und Kontorbau wurde ausgeklammert.

Die Auswirkung ist oft fatal: mahnendes Beispiel ist das jüngst verlorene kleine Eckhaus Egelseestraße/Peuntstraße (7). Was nicht im Denkmalverzeichnis steht, hat auch weniger Chancen auf Förderung. Mancher beginnt dann die Sanierung zu scheuen. Nicht selten verstehen Besitzer ein fehlendes amtliches „Denkmalsiegel“ sogar als implizierte „Abrissgenehmigung“. Was nicht unter Schutz steht, kann ja nicht so wichtig sein und „kann weg“...

Mit derlei Folgen fehlender Listung müssen wir uns als Verein zum Schutz des Bamberger Stadtbilds leider immer wieder befassen. Einigen aktuellen Beispielen widmen wir diese Ausgabe. Sie werden sehen, in wie vielen Spielarten sich die Auswirkungen zeigen – von der kompletten Entkernung, der äußerlichen Verunstaltung bis zum Komplettabriss. Glücklicherweise können wir auch positive Beispiele von bewahrten Gebäuden zeigen, wie die Holzhofkaserne (10).



„Kein Denkmal – weg damit! ... echt jetzt?!“

Jahrestreffen Denkmalnetz Bayern 2023 zu Gast bei der Schutzgemeinschaft Alt Bamberg



Foto: Annegret Baehnisch, Denkmalnetz Bayern

Diesem wichtigen Thema der „nicht eingetragenen Denkmäler“ widmete sich auch die Jahrestagung des „Denkmalnetz Bayern“, der Arbeitsgemeinschaft der Denkmalschutzinitiativen im Freistaat, deren Gastgeber wir im letzten Jahr sein durften. Dort wurden nicht nur die Folgen beklagt, sondern in spannenden Vorträgen auch überlegt, was man dieser un-guten Entwicklung entgegensetzen kann – etwa die Bewusstseinsbildung, wie sehr auch nicht eingetragene Altbauten wesentlich zur wohltuenden Ästhetik unserer Lebensräume beitragen und dass auch sie Geschichte(n) erzählen. Zwei Auszüge aus diesen Beiträgen finden sich beispielhaft in diesem Heft wieder: Brigitte Sesselmann beleuchtet den Punkt der „Grauen Energie“, die Frage, ob der Abriss und Neubau nicht unnötig Ressourcen frisst und eine Umwidmung und Neunutzung nicht die deutlich bessere Alternative wäre. Karin Dengler-Schreiber liefert am Vorbild des „Bamberger Modells“ den Beweis, dass sich eine Förderung des gesamten Bestands in Altstadtensembles lohnt, nicht nur der Einzeldenkmäler. Wären die Altbauten in Bamberg nicht schon seit den 1950er Jahren unbürokratisch gefördert worden, unsere Stadt hätte sicher viele davon verloren und dürfte sich gewiss nicht mit dem UNESCO-Welterbetitel schmücken.

Wir plädieren mit diesem Heft für einen bewussten Umgang mit jeglichem baulichem Erbe ...auch jenseits der Denkmalliste!

Ortsbilder erhalten

Interview des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege mit Elke Wendrich, der Sprecherin vom „Denkmalnetz Bayern“

Selbst Denkmäler sind nicht immer vor der Abrissbirne sicher. Zwischen 2011 und 2021 gaben die Unteren Denkmalschutzbehörden allein in Bayern mehr als 800 Denkmäler zum Abriss frei. Dörfer und Städte verlieren immer mehr an historischer Bausubstanz. Elke Wendrich kämpft als Sprecherin vom Denkmalnetz Bayern an vorderster Front für den Erhalt unserer Ortsbilder. Gibt es noch Hoffnung?

Frau Wendrich, was macht eigentlich das Denkmalnetz?

Das Denkmalnetz Bayern vernetzt Bürgerinnen und Bürger, die sich für Denkmäler oder erhaltenswerte Bausubstanz in Bayern einsetzen. Es unterstützt mit gegenseitiger Information, Beratung und Erfahrungsaustausch. Es verstärkt aber auch einzelne Initiativen durch gemeinsames Auftreten in der Öffentlichkeit, bei Politik und Behörden. Inzwischen sind wir eine anerkannte Umweltvereinigung und als solche klageberechtigt. Wer es ganz genau wissen will, schaut auf unsere Internetseite oder Facebookseite oder kommt zu einem unserer Vernetzungstreffen, Ortstermine oder Jahrestreffen. In München ist der Weg zu uns besonders kurz: Im Landesverein gibt es immer am dritten Dienstag im Monat von 18 bis 20 Uhr ein Treffen der AG München.

Sind Denkmäler heute gefährdeter als früher?

Ich meine: ja. Gemeinden verstehen leider immer mehr, wie einfach es mittlerweile ist, ein Denkmal abzureißen. Es liegt auch an den immensen finanziellen Kürzungen. Bei fehlenden Zuschüssen und Förderungen ist Denkmalpflege immer schwerer vermittelt- oder durchsetzbar.

Viele Gemeinden oder Bürgermeister beseitigen leerstehende Denkmäler lieber, statt sich ein gutes Nutzungs-, Finanzierungs- und Instandsetzungskonzept zu überlegen. Das ist ein Trauerspiel. Sie würden nämlich hohe Förderungen erhalten. Ich bemerke aber auch, dass nicht nur Denkmäler unter die Räder geraten, sondern insgesamt erhaltenswerte Bausubstanz, also auch die Häuser, die nicht in der Denkmalliste stehen, aber trotzdem für einen Ort ganz wichtig sind. Vieles davon hätte man früher nie abgerissen. Das tut weh, weil die Orte immer mehr an Substanz verlieren.

Warum tun diese Gemeinden das?

Das versuche ich auch immer zu verstehen. Sie berauben sich ihrer Identität. Da gibt es Menschen wie mich, die versuchen, alte Gebäude zu erhalten, während andere unbedingt ein neues haben wollen. Warum ist das so? Wo liegen die tieferen Ursachen für diese Zerstörung? Oder das permanente Neumachen-Wollen?

Im Denkmalnetz stelle ich immer wieder fest, dass viele Menschen, die sich da engagieren, in irgendeiner Weise einen Heimatverlust erlitten haben. Dadurch – und das ist jetzt nur eine Spekulation von mir – hängen sie vielleicht mehr an ihrer neuen Heimat und möchten erneute Verluste unbedingt vermeiden. Gleichzeitig wollen die, die schon immer hier waren, die ihr Dorf vielleicht auch oft als eng empfunden haben, dieses „Alte“ weghaben.

Ich glaube, die derzeitige Abrisswelle hat aber vor allem damit zu tun, dass es die letzten Jahre einfach war, an zinslose Kredite zu kommen. Man musste sich nicht beschränken oder sparen und das Alte nicht erhalten.

Mir scheint aber auch, wenige haben heute ein Verständnis davon, wie man ein schönes Ortsbild erschafft. Unsere Vorfahren hatten eine unglaubliche Sicherheit im Anlegen von Dörfern und Städten. Heute fährt man in den Urlaub nach Italien, nach Frankreich und findet alles superschön. Zu Hause beschimpft man die letzten schönen Häuser als Schandfleck, fordert ihren Abriss, statt sie zu reparieren und zu pflegen oder einfach auch mal sein zu lassen. Und diejenigen, die sie retten, belächelt man oft als naive oder gar dumme Idealisten. Dabei arbeiten sie für das Gemeinwohl. Das scheint keine Anerkennung mehr zu finden.

Wie kommt das Denkmalnetz mit dieser Abrisswelle zurecht?

Die größte Herausforderung ist, dass wir inzwischen tatsächlich bekannt sind und sich viele, die sich mit diesen Abrissen nicht abfinden möchten, an uns wenden. Teilweise schickt sogar das Landesamt für Denkmalpflege Hilfesuchende an uns weiter.

Das ist tatsächlich schwierig, weil wir ehrenamtlich ar-

beiten. Ich finde, das ist Arbeit, die eigentlich vom Staat erbracht werden müsste – oder wenigstens honoriert werden müsste. Am besten wäre es natürlich, wenn es uns gar nicht bräuchte. Trotzdem genieße ich die Arbeit im Denkmalnetz wegen der sympathischen gleichgesinnten Menschen sehr. Geteiltes Leid ist halbes Leid. Und gemeinsame Erfolge sind mehrfach schön.

Wie rettet man eigentlich so ein altes Gebäude?

Ich versuche schon lange, ein Muster zu erkennen, damit wir eine klare Strategie zur Rettung entwickeln können, aber so richtig haben wir das noch nicht gefunden. Es braucht natürlich Leute vor Ort, die sehr aktiv sind. Manchmal hilft aber auch das nichts, wenn man zu spät dran ist oder die Gegenseite wahnsinnig stark ist. Oft stehen hinter den Abrissen ja immense finanzielle Interessen. Da werden teure PR-Agenturen bezahlt, Politiker beeinflusst und häufig auch Juristen bemüht...

Man muss hartnäckig sein und vor allem Glück haben. Ein Beispiel: Das über 500 Jahre alte Haus in der Elsassergasse 22 in Dinkelsbühl. Da kamen Manfred Sandmeir und Andrea Rosenberger am Freitag zu uns ins Denkmalnetz. Am Montag wären eigentlich die Bagger gekommen und hätten das Haus zur Seite geschoben. Ich hatte damals einen spontanen Einfall, „Wir geben 10.000 Euro dazu.“ Damit die beiden den Kaufpreis zahlen und das Gebäude retten können. Diese 10.000 Euro sind tatsächlich nie geflossen, allein das Gefühl „Es gibt noch mehr Menschen, die so denken wie wir“ war

in dem Fall genug. Sie haben das Haus gekauft. Man muss also Glück haben, dass Engagierte und Rettungswillige vor Ort sind. In diesem Fall auch noch handwerklich erfahrene Denkmalschützer der Interessengemeinschaft Bauernhaus.

Immer mehr Architektinnen und Architekten sprechen derzeit von „Umbau statt Neubau“. Der Landesverein kooperiert mit dem BDA (Bund Deutscher Architektinnen und Architekten) unter dem Slogan „Die Abreißerei muss ein Ende haben!“. Denken Sie, es ändert sich gerade etwas?

Tatsächlich habe ich ein kleines bisschen Hoffnung. Ressourcenverschwendung und Nachhaltigkeit werden ein immer wichtigeres Thema. Als ich vor acht Jahren im Schlossensemble Nymphenburg den Erhalt des Institutsbaus forderte und mit grauer Energie argumentierte, musste ich diesen Begriff noch erklären. Heute kennt diesen Begriff eigentlich jeder. Gleichzeitig bin ich immer noch ein bisschen skeptisch. Es gibt Abrissmortalien, aber es wird so viel abgerissen wie noch nie. Ich merke allerdings, dass die jüngere Architektengeneration sich mittlerweile für Denkmäler interessiert und diese Bauaufgabe schön findet. In meiner Generation war das noch eine kleine Minderheit. Also, ich hoffe sehr, es trauen sich immer mehr junge Architekten, die Leistungen früherer Architekten und Handwerker anzuerkennen und einfach nur zu reparieren und nicht allem ihre eigene Handschrift verpassen zu müssen. Ich hoffe, wir finden zurück zu einer handwerklichen Reparaturkultur.



Elke Wendrich, Innenarchitektin aus München, ist seit 2022 eine der beiden Sprecherinnen der Initiative „Denkmalnetz Bayern“, einer Arbeitsgemeinschaft von Denkmalschutzinitiativen im Freistaat.

Dieser Artikel ist, mit freundlicher Genehmigung, dem lesenswerten Newsletter des „Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege“ entnommen.

Man kann ihn abonnieren unter:

<https://www.heimat-bayern.de/newsletter.html>

Foto: Elke Wendrich im Rahmen der Jahrestagung in Bamberg 2023. Aufnahme von Annegret Baehnisch, Denkmalnetz Bayern.

Karin Dengler-Schreiber

Das „Bamberger Modell“ im Lauf der Zeit



Hölle 12, Kleinbürgerhaus, gefördert durch das Bamberger Modell, 2008 ausgezeichnet mit dem Förderpreis der Stiftung Weltkulturerbe

Das „Bamberger Modell“ ist ein Förderprogramm der Stadt Bamberg für private Denkmaleigentümer, die durch viel Beratung und bestimmte Zuschüsse zum sog. denkmalpflegerischen Mehraufwand Hilfe bei der Sanierung ihrer Häuser bekommen. Zwischen 1958 und 2022 wurden damit etwa 4600 Maßnahmen gefördert mit insgesamt etwa 17 Millionen Euro. Und wenn man die Stadt Bamberg heute anschaut, dann ist das Geld gut angelegt gewesen.

Natürlich gab es daneben auch noch eine Reihe anderer Fördertöpfe – die Städtebauförderung, den E-Fonds, die Konjunkturpakete und vor allem die Mittel der Oberfrankenstiftung für die größeren Maßnahmen. Aber das „Bamberger Modell“ hat besonders bei vielen privaten Hausbesitzern eine starke psychologische Zuwendung zur Denkmalpflege bewirkt.

Gefördert wurden Baumaßnahmen an prächtigen Palais wie dem Böttingerhaus, aber eben auch solche an einfacheren Wohnhäusern oder an den so typischen Gärtnerhäusern.

Wie kam es zum „Bamberger Modell“?

Bamberg wurde im 2. Weltkrieg zwar nicht so zerstört, wie andere Städte, aber auch hier waren die Schäden erheblich. Doch hatte es in Bamberg schon seit dem 19. Jahrhundert und vor allem in der Zeit zwischen den Weltkriegen ein beachtliches Potenzial von Bürgern gegeben, die den Wert der alten Stadt erkannten und bewahren wollten. Und einige von ihnen saßen auch in der Wiederaufbaukommission.

1954 kam dann ein junger Architekt ins städtische Bauamt, der zutiefst von den Prinzipien einer modernen Denkmalpflege durchdrungen war: Hans Rothenburger. Ab 1958 war er für die städtische Denkmalpflege zuständig und es gelang ihm, den Stadtrat davon zu überzeugen, die Mittel aus dem Etat nicht nur für die Restaurierung von Kirchen, sondern auch für „private Bauten“ zur Verfügung zu stellen und erheblich aufzustocken. Das war die Geburtsstunde des „Bamberger Modells“.

August Gebeßler vom BLfD erstellte 1959 innerhalb weniger Wochen eine „Häuserliste“ mit etwa 900 Objekten, die über Jahrzehnte als Grundlage für die Berechnung der beantragten Zuschüsse diente. Die finanzielle Hilfe motivierte erstaunlich viele Hausbesitzer zu Sanierungsmaßnahmen. Innerhalb kurzer Zeit wurde das „Bamberger Modell“ weit über Bamberg hinaus bekannt und wurde häufig von anderen Städten nachgefragt.

Konflikte und Lösungen

Doch das heißt nicht, dass in Bamberg nun alles eitel Sonnenschein gewesen wäre: es gab zahlreiche Konflikte, in denen die Denkmalpflege verlor. So z.B. im Zusammenhang mit der Woge der Ladeneinbauten, die seit den 60er Jahren fast die gesamte Bamberger Innenstadt erfasste. Es gibt dort fast kein Haus mehr, das oben so aussieht wie unten, lauter ‚Damen ohne Unterleib‘.

Eine der schlimmsten Bausünden, die bis heute wehtun, betraf das romanisch-gotische „Haus zum Marienbild“. Es wurde 1967 trotz aller Proteste abgerissen, um den Ver-

kehrfluss am Kaulbergfuß zu erleichtern. Die Empörung darüber führte zur Gründung der „Schutzgemeinschaft Alt-Bamberg“, die sich – wie wir heute sehen – seitdem mit profunden Kenntnissen und großem Engagement für die Denkmalpflege in Bamberg einsetzt.

1973 wurde das Bayerische Denkmalschutzgesetz verabschiedet. Eine seiner folgenreichsten Errungenschaften war die Einführung des Ensembleschutzes. Der Gedanke fand in Bamberg zahlreiche Unterstützer: 1981 stimmte der Stadtrat zu, die gesamte Altstadt als Ensemble unter Denkmalschutz zu stellen. Das war eine der wichtigsten Voraussetzungen für die Eintragung Bambergs auf die Welterbeliste der UNESCO 1993.

In der für die Denkmalpflege guten Stimmung der 70er und 80er Jahre waren die Zuschüsse zum „Bamberger Modell“ zwar erheblich gestiegen, aber eben auch die Zahl der Anträge. Das Geld reichte nach dem Jahr 2000 vorn und hinten nicht mehr, die Antragsteller mussten teilweise Jahre auf die Auszahlung ihrer Zuschüsse warten.

In dieser Situation hatte der damalige Oberbürgermeister Herbert Lauer die Idee, 8,2 Millionen Euro, die der Stadt aus einem Privatisierungserlös zugefallen war, nicht im städtischen Haushalt zu verbraten, sondern sie in eine Stiftung zu stecken, die für den Erhalt des Weltkulturerbes gedacht war. Das „Bamberger Modell“ wurde von da an nicht mehr aus dem städtischen Haushalt, sondern aus den Erlösen des Stiftungskapitals bezuschusst.

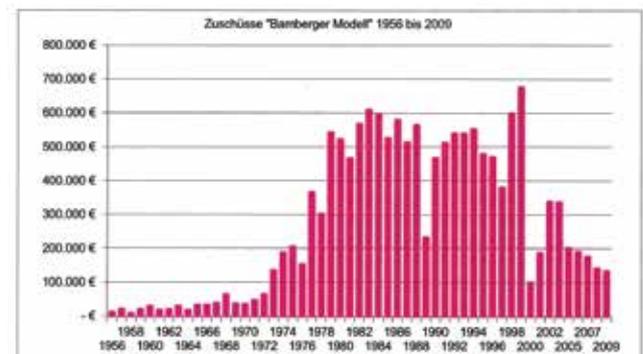
Doch auch diese waren ganz und gar nicht genug. Man hätte dringend Zustiftungen gebraucht. Um dazu etwas beizutragen und ‚förderlich‘ zu wirken, verfassten Christine Hans-Schuller und ich zum 50jährigen Jubiläum des „Bamberger Modells“ das Buch „Vom Aschenputtel zum Welterbe“. Ich weiß nicht, ob es etwas bewirkt hat, jedenfalls hat in den folgenden Jahren einmal ein privater Sponsor die gesamten Verbindlichkeiten des „Bamberger Modells“, etwa 700.000 €, übernommen, so dass das Programm inzwischen wieder gut funktioniert.

Das „Bamberger Modell“ in der Praxis

Der Ablauf des Programms sieht in der Praxis so aus: Wenn ein Bauherr seine Sanierungsmaßnahme abgeschlossen hat, reicht er bei der Weltkulturerbestiftung einen formlosen Antrag zusammen mit den Rechnungen ein. Die Untere Denkmalbehörde prüft den Antrag – sie kennt die Baumaßnahme ja von ihrer Beratung her, die nach wie vor das Herzstück des „Bamberger Modells“ ist – und leitet die positive Bewertung an die Stiftung weiter. Momentan handelt es sich um etwa 80 Anträge im Jahr. Gefördert werden fünf sog. „Bauteile“: Dach, Fassade, Fenster, Innenausstattung und Statik. Allerdings sind die Zuschüsse pro Maßnahme auf 5.000 € begrenzt.

Das „Bamberger Modell“ gilt allerdings nur für Einzeldenkmäler und Ensemblegebäude im Stadtgebiet Bamberg. Für nichtgelistete, aber ortsbildprägende Gebäude außerhalb des Stadtdenkmals sind laut der Stiftungssatzung keine Zuschüsse möglich. Zwar wurde laut Auskunft der Weltkulturerbestiftung so ein Antrag auch noch nie gestellt. Doch es mehren sich die Fälle, in denen Bürger versuchen, ein Bauwerk auf die Denkmalliste zu bringen, um es zu retten. Doch oft kann das BLfD nach den festgelegten Regeln, die sich vor allem an der Bausubstanz orientieren, diesem Wunsch nicht entsprechen.

Das heißt: die Denkmalliste ist kein Allheilmittel. Wir brauchen für die nicht gelisteten ortsbildprägenden Gebäude ein neues Instrument, das statt der (Bau-) Substanz vor allem die Bedeutung für die Bürger und daneben Nachhaltigkeit und Ressourcenschonung in den Mittelpunkt für die Erhaltenswürdigkeit stellt. Wir brauchen eine Regelung in einem unregelmäßigen Zustand. Dafür kann die Entstehungsgeschichte des „Bamberger Modells“ als Hinweis dienen.



Das Diagramm entstammt dem Buch „Vom Aschenputtel zum Welterbe“ von Christine Hans-Schuller und Karin Dengler-Schreiber. Es zeigt die städtische Förderung (in Euro) durch das „Bamberger Modell“ in den Jahren 1954 bis 2009.

Dr. Karin Dengler-Schreiber ist Historikerin und Schriftstellerin. 26 Jahre lang war sie Stadtheimatpflegerin der Stadt Bamberg, danach 4 Jahre Welterbemanagerin. Seit 1999 ist sie stellvertretende Vorsitzende des Landesdenkmalrats.

Im Kontext: Förderung trotz fehlender Denkmallistung
Von der guten Idee, auch die nicht als Einzeldenkmal gelisteten Gebäude zu fördern ... Dieses geniale Prinzip aus den 1950ern spielte bei der Bewahrung von Bambergs Altstadt eine entscheidende Rolle. Wer sich dies bewusst macht, weiß, wie wichtig es ist, dieses Modell nicht nur fortzuführen, sondern auch zu aktualisieren. Die Kosten sind seither deutlich gestiegen, die Förderung sollte sich dieser Entwicklung anpassen.

Brigitte Sesselmann

Augen auf für Graue Energie!

Helfen uns Effizienzbilanzen, Graue Energie und Lebenszyklusbetrachtungen zu einer echten Bauwende und weniger Abriss?



Das Atrium: Abbruch nach nur 30 Jahren. (Foto © B. Sesselmann)

Klimaschutz und Ziele

Deutschland hat sich zum Ziel gesetzt, seinen gesamten Gebäudebestand bis 2050 klimaneutral umzurüsten. Die Treibhausgasemissionen sollen bis 2030 um 65%, bis 2040 um 88% gegenüber 1990 gesenkt werden. Nach 2050 sollen negative Treibhausgasemissionen beim Bestand erreicht sein. Soweit die Ziele. Der Gebäudesektor verursacht mit 118 Mio. Tonnen CO₂-Emissionen über 35 % der gesamten CO₂-Emissionen in Deutschland (2020, Umweltbundesamt). Insgesamt liegt Deutschland bei der CO₂-Emission pro Kopf (ca. 8 t) nahezu gleichauf mit China und weltweit an 12. Stelle (Katar ist Spitzenreiter; Statista 2022).

Bei genauerer Betrachtung muss man feststellen, dass bei Diskussionen über CO₂-Emissionen oft von unterschiedlichen Dingen gesprochen wird. In Deutschland steht vor allem der Endenergiebedarf der Gebäude im Betrieb im Vordergrund. Die Energiebilanz eines Gebäudes in seinem gesamten Lebenszyklus ist bisher nur Thema in Fachdiskussionen.

Seit 2024 haben wir ein novelliertes GEG, an dem man drei Jahre gebastelt hat und viele Chancen einen Beitrag zum Erreichen der Klimaziele und einem echten Ressourcenschutz vergeben hat, wie viele Wissenschaftler und Verbände meinen. Es wird zurecht „Heizungsgesetz“ genannt, weil es sich letztlich wieder auf den Wärmebedarf eines Gebäudes konzentriert.

Drei Jahre zeigen, wie langsam die Mühlen mah-

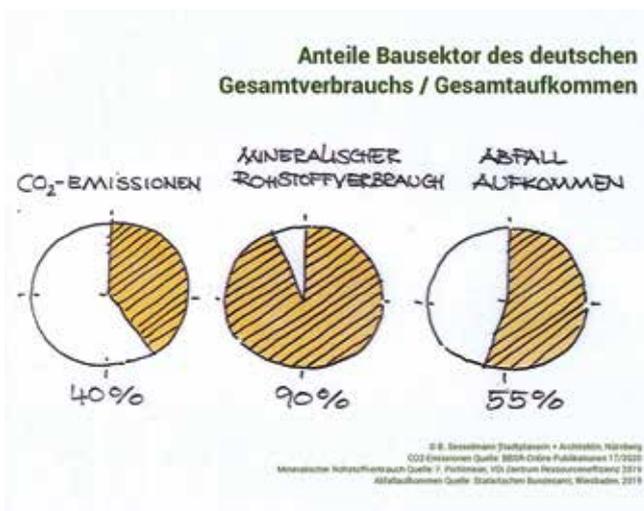
len. Eine echte, vor allem im Hinblick auf die Klimakrise schnell erforderliche Bauwende erscheint so in weiter Ferne. Erreichen wir diese wirklich irgendwann, wenn wir weiter an Gesetzen und Normen herumdoktern, die sich in erster Linie mit dem Neubau befassen und die wir dann mit Ausnahmen und Abweichungen auf den Bestand hinbiegen? Wohl wissend, dass wir bis 2050 nicht unseren ganzen Gebäudebestand austauschen können, um dann in 25 Jahren Gebäude zu haben, die im Betrieb emissionsfrei sind; deren Errichtung aber ein Vielfaches von CO₂ emittiert hatte, von dem, was es in 25 Jahren dann im Betrieb einsparen konnte. Für einen Gebäudebestand dann, dem vermutlich eine gigantische Menge Grauer Energie durch Abriss von Baukultur geopfert wurde und für den oft solide Baustoffe entsorgt wurden, auf Deponien, die ihre Kapazitätsgrenzen erreicht haben?

Deshalb soll es hier in erster Linie darum gehen, wie wir zu einem Umdenken kommen, in Richtung Gebäudeerhalt und einer ehrlichen Betrachtung der Gesamtenergie eines Gebäudes in seinem gesamten Lebenszyklus. Die Betrachtung der Grauen Energie im Gebäudekreislauf wäre ein Hebel für einen Perspektivwechsel. Brauchen wir dazu eine andere Sichtweise? Ein schickeres Schlagwort, eine andere Konnotation? Ich konstatiere, jedes nicht abgerissene Gebäude leistet einen Beitrag, CO₂-Emissionen, Energie und Rohstoffe einzusparen und mit guter Planung werden alle Umbauten zu individuellen Beiträgen, die entweder

wertvolle Baukultur erhalten oder mit Phantasie und Rücksicht eine Bereicherung in den Ortsbildern sein können. Es geht im Folgenden in erster Linie um das Gros des nicht geschützten Gebäudebestandes.

Appelle und freiwillige Einsicht

Gebetsmühlenartig beginnen die Architects4Future ihre Appelle mit den Hinweisen auf die Klima- und Umweltschäden des weltweiten Bausektors. In Deutschland und anderen Ländern des globalen Nordens verursacht das Bauen ca. 40% der Treibhausgasemissionen und 55% des Müllaufkommens. Rund 90% der mineralischen Rohstoffe fallen im Bereich des Bauens an. Dazu kommt in Deutschland eine bisher nicht zu stoppende Versiegelung durch neue Siedlungs- und Infrastrukturen, die vor allem der Neubau verursacht. Die Future-Bewegung der Architects hat sich 2019 gegründet, in der Folge der FFF-Aktivisten (fridays for future), die seit 2018 in Europa aktiv wurden und die sich für die Einhaltung der Klimaschutzziele einsetzen, die von der Internationalen Staatengemeinschaft in Paris Ende 2015 beschlossen wurden.



Bereits 1972 hatten uns die Autoren Meadows / Randers in einem Bericht die Grenzen des Wachstums aufgezeigt, beauftragt vom Club of Rome. 2009 haben Wissenschaftler um den schwedischen Prof. Johan Rockström mit dem Konzept der Planetaren Grenzen, verdeutlicht, wo die Belastungsgrenzen unserer Erde liegen und wie kritisch ein Weiterso für die gesamte Menschheit ist.

In der Architektur gab es schon immer Einzelkämpfer und oft „Alltagsarchitekten“, die sich für den Bestand einsetzten, besonders im Bereich der Denkmalpflege. Meist eine Minderheit, die ein schonendes Umbauen und Sanieren für selbstverständlich hielten, aber so nie in die Starriege der großen Architektenschaft aufstiegen. Und immer wieder gab es Architekturkritiker, die ihr Augenmerk aus unterschiedlichen Gründen auf den Bestand warfen: „ (...) hört auf zu bauen“ meinte der Soziologe Lucius Burckhard, des-

sen Werke heute wieder ins Bewusstsein kommen. Denn seine Feststellung „Bauen ist Weiterbauen“ kann heute als ressourcenschonender Umgang mit Stadt verstanden werden. Die angebracht breite Aufmerksamkeit galt diesem Soziologen und Querfeldeinderer aber nie.

Einen gewissen Wandel in der Architektenschaft haben Muck Petzet und Florian Heilmeyer bewirkt, mit ihrem Beitrag 2012 bei der Biennale in Venedig „Reduce, Reuse, Recycle - Ressource Architektur“. In der Folge war der Slogan bei internationalen Wettbewerbsentwürfen nicht mehr wegzudenken. Langsam haben dessen inhaltliche Forderungen Einzug gehalten in die Hochschullehre, aber viel zu wenig in die alltäglichen Architektenplanungen und noch weniger bei Bauherren und Investoren.

„Bauen im Bestand“ ist seither auch eine Sparte bei Prämierungen, aber leider immer noch mit einer überwiegenden Zahl von Ersatzbauten und von in vorhandene Strukturen eingefügten Neubauten. Woran liegt es, dass wir uns so schwer tun, das längst nach allgemeiner Einsicht Erforderliche anzugehen, um auch die Zukunft unserer Kinder und Enkel zu sichern? Warum bleiben viele vernünftigen Appelle ungehört oder werden verdrängt? Gibt es zu viele Ausflüchte und Ausreden, die es uns leicht machen, die eingefahrenen Pfade nicht zu verlassen? Freiwilligkeit zwingt nicht zum Verlassen der Routine, es müssten schon Neugier und mindestens die Erkenntnis des künftigen Ressourcenmangels dazukommen. Oder ein Mangel an Neubaufträgen, wie bei Konstanty Gutschow, dessen Umbaubuch 1932 erstmalig erschienen ist und in der Neuauflage heute eine gute Einführung in die Baukonstruktionen der damaligen Zeit ist.

Denn nur wer ein Gebäude wirklich kennt, kann es ressourcenschonend umbauen. Und einfache Baukonstruktionen dieser Zeit könnten auch wieder Vorbild für heute sein, um Material richtig einzusetzen und zu sparen.

Graue Zukunft und Ruf nach Effizienz

Graue Energie - ein thematischer Schwerpunkt beim Biennale-Projekt von 2012 - steckt in jedem Produkt. Im Baubereich fordern vor allem Architekten- und Umweltverbände deren Einbeziehung insbesondere beim Thema Abriss und Neubau. Von Investoren, Bau(markt)-Praktikern und sonstigen Machern werden Forderungen nach deren Einbeziehung in ihre Wirtschaftlichkeitsberechnungen eher als lästig, bis bauverhindernd empfunden. Dagegen ist die Nachhaltigkeit inzwischen in jedem Immobilien-Verkaufsprospekt für Neubauten zu finden, um ihn ökologisch zu rechtfertigen und eben positiv zu besetzen.

Schon Goethe hat Mephisto die Worte in den Mund gelegt „Grau, mein Freund ist alle Theorie“ und damit der Farbe Grau eine eher zweifelhafte, nicht beweisbare Eigenschaft zugewiesen. Auch die Graue Eminenz



Bilder verklebter Fassaden (Foto Nürnberg © B. Sesselmann)



oder die Graue Maus sind nicht gerade Sympathieträger, sondern lassen immer einen obskuren Beigeschmack mitklingen. Also warum „Graue Energie“, wenn wir doch mit deren Bewertung etwas Positives erreichen wollen? Einleuchtend ist die Bezeichnung schon, denn damit ist in der Tat die Energie gemeint, die nicht sofort erkennbar in einem Produkt steckt, sondern erst durch die Betrachtung seiner Herstellung und seines Betriebes greifbarer wird, einschließlich aller Lieferwege dazwischen. Dazu kommt beim gesamten Lebenszyklus eines Produktes noch die aufzuwendende Energie, wenn es wieder beseitigt werden muss. Also trifft „Grau“ durchaus zu, für eine Energie, die gerade beim Bestand oft im schwer erfassbaren, eben grauen Bereich liegt. Was sie, wie vieles beim Umbau, eben nicht so einfach berechenbar macht. Kann man sich bei Neubauten dank inzwischen vorliegenden Datenbanken (ÖKOBAUDAT, DGNB) einigermaßen annähern, so bleibt sie bei einer Bilanzierung des Bestandes eine gewisse (unbequeme) Grauzone.

Aber wenn wir zu einer Wende in unseren Denkmustern kommen wollen, müssen wir uns vom üblichen Wirtschaftlichkeits- und Energieeffizienzbewerten nur des Gebäudebetriebes verabschieden; damit eben weg kommen von der derzeitigen Überbewertung u.a. der Haustechnik (Wärmebedarf, Klimaanlage, Stromerzeugung etc.) hin zu einer ehrlichen Betrachtung des tatsächlichen Ressourcenaufwandes. Und der steckt bei der Errichtung von Gebäuden z.B. zu über 50% im Rohbau. Also müsste es einleuchten, dass ein Gebäudeerhalt gerade beim Rohbau am meisten sparen hilft, demgemäß zu effizienterem Bauen führen würde.

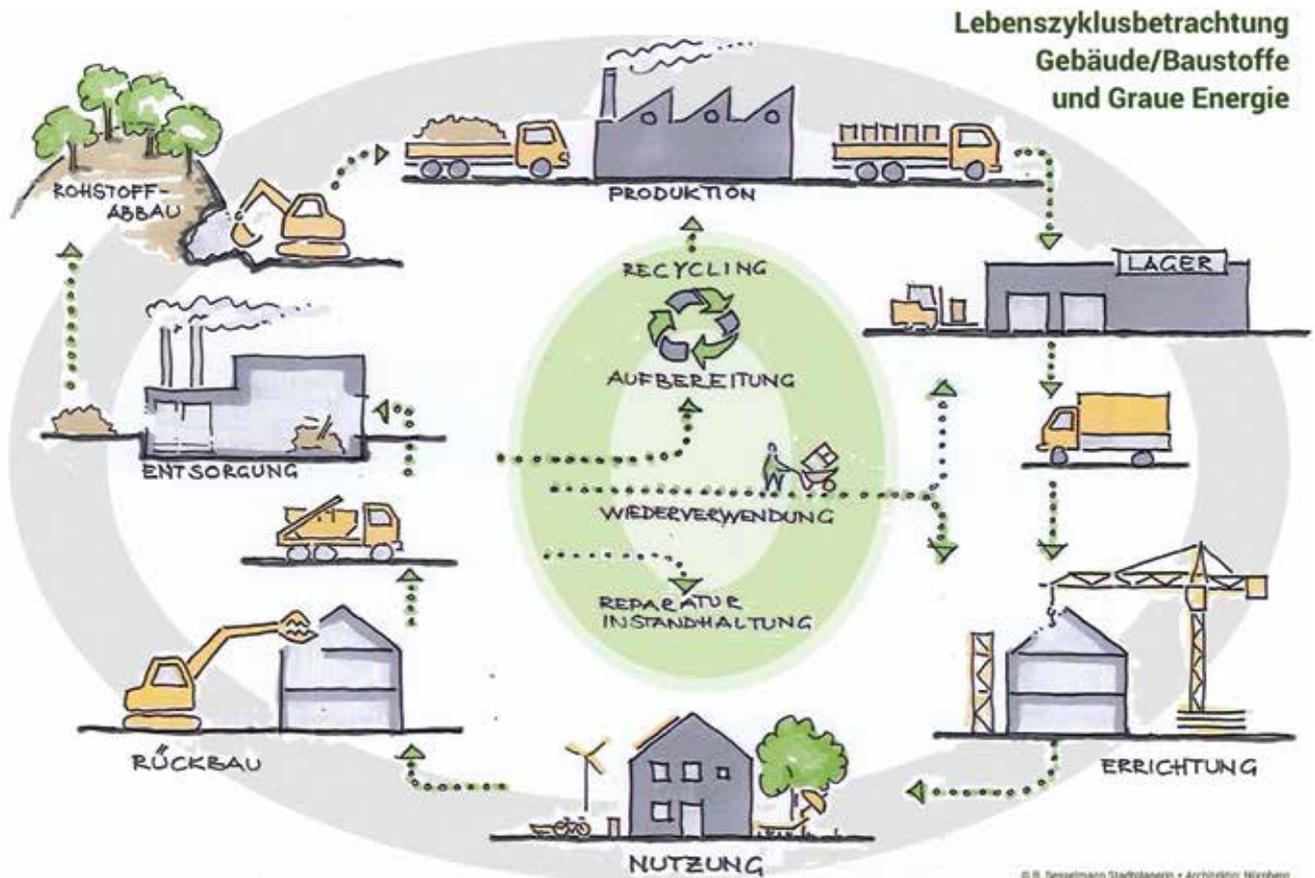
Neben der Abkehr vom Neubau muss mehr Aufmerksamkeit auf den Umgang mit dem Bestand gelegt werden. Wertvolle Grundmaterialien, wie Ziegel und Naturstein wahllos mit billigen Materialien zu verkleben, nur um Heizenergie einzusparen und kurzfristig bessere Dämmwerte für den Ruf nach Effizienz zu erfüllen, führt oft langfristig zur Zerstörung der Ma-

terialien selbst. Die gleichzeitig fast doppelt so hohen CO₂-Emissionen, die bei der Herstellung dieser Dämmstoffe erzeugt wurden, gegenüber ökologisch unbedenklichen, bleiben dabei vollkommen außer Acht.

Lebenszyklusbilanz und Graue Energie

Kurz nach Inkrafttreten des deutschen GEG ist nun im Mai die neue EU-Gebäuderichtlinie beschlossen worden, die innerhalb von zwei Jahren in nationales Recht umgesetzt werden muss. Bis 2050 soll ein dekarbonisierter Gebäudebestand erreicht werden. Im Mittelpunkt stehen wieder die durch den Betrieb verursachten Treibhausgasemissionen, zum Beispiel durch Heizung und Klimatisierung. Aber daneben tauchen nun auch die beim Bau verursachten Emissionen in der Betrachtung auf. Somit kommen endlich Qualitäten von Materialien, Planung und Ausführungsarten ins Spiel. Ein Ausweis soll dann Auskunft geben über die Gesamtenergieeffizienz eines Gebäudes, berechnet über einen Bezugszeitraum von 50 Jahren. Zu berücksichtigen sind alle Lebenszyklusphasen eines Gebäudes, also Herstellung, Errichtung und Entsorgung. Somit kommen wir wieder zur Grauen Energie. Die Definition klingt einfach: „Die graue Energie eines Produktes bezeichnet die Energie, die für dessen Herstellung, Transport, Lager, Verkauf und Entsorgung insgesamt aufgewendet wurde, also in ihm „enthalten“ ist“ (Wikipedia).

Übertragen auf das Bauwesen und mit dem Blick auf die Materialvielfalt eines Gebäudes wird schnell klar, wie komplex eine exakte Ermittlung der Grauen Energie für das gesamte Produkt „Gebäude“ ist. Ist es schon schwierig die Prozesskette der einzelnen Produkte beim Einsatz in Neubauten zu ermitteln, so ist eine genaue Ermittlung der inhärenten grauen Energie bei Altbauten oft ein Stochern im Ungewissen. So kann man bei Altbauten und Sanierungen letztlich nur auf die vergleichenden Einsparungspotenziale von Grauer



Energie durch Gebäudeerhalt zurückgreifen, die bei einem Ersatzbau zum Tragen kommen würden. Dabei reduzieren wir die Abwägung meist auf eine reine Analyse der Energieeffizienz und oft nur auf eine Summierung der CO₂-Emissionen.

Letztlich brauchen wir einen Paradigmenwechsel in der Betrachtung und allen Berechnungen, weg von dem Ausgangspunkt Neubau, hin zu einer verpflichtenden Umbaubetrachtung, die den Umbau belohnt und den Neubau zur Ausnahme macht. Und die den Erhalt von Ressourcen für künftige Generationen, sowie die Reduzierung des Rohstoffabbaus zum Ziel hat. Gute Beispiele und Appelle, dass nur noch abgerissen werden darf, wenn hinterher Besseres neu entsteht, reichen offensichtlich nicht aus.

Grünes Wachstum und unzumutbare Wahrheiten?

Klar, für unser marktwirtschaftliches Denken braucht es berechenbare Grundlagen und Nachweise. Aber gerade da steckt der Fehler im System! Es geht nicht nur um Energie und deren Einsparung oder Bilanzierung, wenn wir künftigen Generationen noch ein Leben auf diesem Planeten ermöglichen wollen. Keine bunten Energiepässe und komplizierte CO₂-Bilanzen und deren dafür berechtigt gefordertes Bewusstsein werden eine Umkehr herbeiführen, sondern das Ein-

geständnis, dass unser wirtschaftliches Handeln am Ende zu einer Ausbeutung der letzten planetarisch verfügbaren Ressourcen führen wird. Deshalb sind die Ressourcenknappheit (oder -endlichkeit) unseres Planeten bewusster in den Vordergrund zu stellen und keine Spielräume für Zahlenspielchen mit CO₂-Bilanzen mehr zu lassen. Materialknappheit in Folge der Kriege hat jüngst schon zu enormen Preissteigerungen beim Bau geführt. Wenn wir den ehrlichen Preis und die Energiebilanz eines Betongebäudes ansetzen würden, könnten wir es uns in Zukunft nicht mehr leisten, diese Materialien nach manchmal nur 20 Jahren Nutzung mit viel Energieaufwand wieder zu schreddern.

Unendliches Wachstum gibt es in einer endlichen Welt nicht, und grünes Wachstum ist eine Chimäre (U. Herrmann, 2023). Technik hat uns in Deutschland Wohlstand gebracht, aber unser unerbittlicher Glaube, dass Technik immer einen Weg finden wird, stößt derzeit an seine Grenzen. Wenn man bedenkt, dass der erste Computer bereits gegen Ende des zweiten Weltkrieges erfunden wurde, ist der „Fortschritt eine Schnecke“. Die Zeit drängt. Auch die Digitalisierung kann die Verknappung der Rohstoffe nicht aufhalten, im Gegenteil. Deshalb ist es ein Irrtum, wenn wir glauben, eine künftige Automation von Gebäuden kann den ausschlaggebenden Beitrag im Bauwesen zur Bewältigung der Klimakrise leisten.



Unsortierter Abbruch (Foto Nürnberg © B. Sesselmann)



Im SZ-Magazin Nr. 31/2024 schreibt Mareike Nieberding davon, wie in Deutschland die „Zumutungslosigkeit“ vorherrscht. Was mit einer Gesellschaft passiert, „wenn ihr immer wieder erzählt wird, es werde schon alles gut“. Aus Angst vor Wahlschlägen drückt sich die Politik davor, Wahrheiten klar anzusprechen und den Bürgern endlich das zuzumuten, was unumgänglich ist: es wird beschönigend eine Transformation genannt und meint letztlich aber den kompletten Umbau unserer Wirtschaft.

Sprechen wir über Nachhaltigkeit, so ist ein langfristiges Denken und Planen unabdingbar, auch Politiker müssen vom Denken im Wahlturnus abkommen und zwingend dazu beitragen, dass sich in der Bevölkerung das Bewusstsein in Richtung langfristiges Vorausschauen ändert. Angeblich würden 60 % der Bevölkerung ein Tempolimit akzeptieren und eine Mehrheit wäre bereit, mehr Geld für den Klimaschutz auszugeben, wenn die Maßnahmen gerecht und sozial verträglich umgesetzt werden (Nieberding). Umsonst wird er für niemanden sein, aber ein gemeinschaftliches Ziel und Problembewusstsein kann eine Gesellschaft auch zusammenbinden, wenn die Fakten erklärt und transparent kommuniziert werden. Also wie kommen wir in der Gesellschaft zu mehr Verantwortlichkeit für den Ressourcenerhalt und ein Umdenken dafür?

Normen und Gesetze

Dazu braucht es vor allem Gesetze und Normen, die eine Abkehr von der Wegwerfmentalität vorgeben. Dies besonders im Bauwesen, wo der Komplettaustausch innerhalb von Zeiträumen, in denen nicht einmal die Nutzungsdauer das bei der Herstellung der Gebäude freigesetzte CO₂ rechtfertigt oder kompensieren kann. Dazu müssen mehr Finanzmittel in die Wissenschaft und Produktforschung fließen, aber auch in die Bildung unserer Fachkräfte. Letztlich darf sich die Politik dabei nicht von Lobbyisten der Bauwirtschaft und deren vorgeblich markterforderlichen Änderungs-

wünschen von bewährten Gesetzen treiben lassen. Sie muss stattdessen mehr auf Wissenschaft und Forschung aus dem Bereich Nachhaltigkeit vertrauen und in diese investieren.

Wir brauchen Gesetze und Normen, die nachhaltiges Umbauen in der breiten Masse des Baualltags zum Standard machen. Flexiblere Vorgaben für den Bestand und für ökologische Bauweisen und dagegen strengere Nachweise für den Neubau könnten zu einem Paradigmenwechsel beitragen. Die Wiederverwendung von Baumaterialien muss ermöglicht, regenerative Baumaterialien gefördert werden. Recycling, das meistens mit einem Upcycling einhergeht, muss wegen des meist hohen Energiebedarfs die Ausnahme werden.

Nur ein Blick auf die Praxis der Normierung in Deutschland, die eine durch Lobbyismus beeinflusste Politik schwerfällig erscheinen lässt und die notwendig schnelle Bauwende blockiert: Lange Jahre hat es gedauert, bis es endlich Normen für Lehmbauprodukte gab und nun seit 2023 für den Lehm selbst. Eine uralte Bauweise, bei der auch mehrgeschossige Gebäude möglich sind. Der gemeinnützige Dachverband Lehm e.V. (Infos: <https://www.dachverband-lehm.de/>) wurde 1992 gegründet. Das sechsgeschossige Pisé-Haus Hainallee 1, aus Stampflehm in der hessischen Stadt Weilburg wurde 1826-28 errichtet und steht immer noch, trotz gefährlicher Hanglage.

Da man auf eine freiwillige Berücksichtigung der Grauen Energie in der Bauwirtschaft bei der Entscheidung Neu- oder Umbau nicht hoffen kann, ist die Politik umso mehr gefordert, hier Vorgaben zu machen und allen eine ehrliche Bilanzierung zuzumuten. Abrisse müssen wieder genehmigungspflichtig werden. Der Rückbau und die Trennung der Materialien auf der Baustelle, sowie eine fachlich qualifizierte Bewertung von wiederverwendbaren Materialien muss Usus werden. Bspw. ist deren Rückführung in die Instandhaltung und Sanierung ein Thema, das in der Gesetzgebung noch zu wenig Beachtung gefunden hat.

Steuererleichterungen und Fördersysteme

Immer noch gibt es Steuererleichterungen bei Gebäudeleerstand. Bedarfe hinterfragen, fordern die Architects4Future. Der Wohnungsbestand ist in Deutschland seit Jahrzehnten kontinuierlich angestiegen. Die Wohnfläche pro Kopf liegt inzwischen bei 47,7 m², trotzdem wird der Wohnungsbau erheblich gefordert und gefördert. Daniel Fuhrhop plädiert seit langem für ein „Verbieht das Bauen“ und ein „Anderes Wohnen“. Denn der Baubestand wäre längst da, wenn wir ihn sinnvoll nutzen oder die zahlreich leerstehenden oder zu gering ausgelasteten Flächen und bspw. nicht mehr benötigten Büroflächen umnutzen würden. Es geht also um ein aktives Ermitteln von Leerständen, Umnutzen und Aktivieren von Bestand. Das Aktivieren von Leerstand hilft Flächeninanspruchnahme zu vermeiden und bewirkt so ein erhebliches Einsparen von neuer Grauer Energie durch neue Erschließungen und Neubau.

Staatliche Förderungen haben zwar eine gewisse Wende in Richtung Bestandserhalt vollzogen, aber immer noch ist es beispielsweise für Kommunen leichter, den Unterhalt von Schulgebäuden zu vernachlässigen, so eine zeitlang Finanzen zu sparen und dann durch Abriss und vorgeblich nachhaltigem Neubau erhebliche Fördermittel für die Ersatzbauten zu erhalten. Warum gibt es so wenig Unterstützung in die Prävention im Gebäudeerhalt? Ein sorgsames „Nutzen und Putzen“ ist immer noch die beste langfristige Lebensgarantie für ein Gebäude. Fördersysteme sollten ein pflegliches suffizientes Bewahren berücksichtigen, bevor das „immer größer, immer schneller, immer effizienter“ auch noch belohnt wird.

Bestand kennen und Werte schätzen

Auch die EU-Gebäuderichtlinie spiegelt wieder, dass es künftig mehr um dauerhafte Instandhaltung und um Weiternutzen oder Umbauen gehen muss. Dazu muss man ein Gebäude kennen. Es soll einen sog. „digitalen Gebäudezwilling“ geben, an dem man den Betrieb überwachen und Maßnahmen vorab klären kann.

Das erinnert an die Vorgehensweise bei einer fachlich versierten Sanierung im Denkmalschutz: Analyse des Bestandes und darauf abgestimmte materialgerechte Maßnahmen zum Erhalt. Die Digitalisierung kann dabei helfen, laufende Instandhaltungen und den Austausch von Materialien zu dokumentieren, sodass in Zukunft viel leichter vorherige Beurteilungen und verlässlichere Aufwands- und Kostenberechnungen möglich sind.

Der alte Spruch „Qualität statt Quantität“ spiegelt sich bei den Nachhaltigkeitstrategien vor allem in den Forderungen nach Konsistenz und Suffizienz wider: Weniger bauen, mit regenerativen, ökologischen Baustoffen planen und qualitätsvoll planen. Wenn wir diese Strategie in Zukunft bei allen Bestandsgebäuden beherzigen, kann es eine gute Chance auch für den nichtgeschützten Gebäudebestand geben und die Bauwende gelingen.

Zusammenfassende Forderungen für eine Bauwende:

- Langfristige Nachhaltigkeitsstrategie und konsequente Umsetzung
- Abrissgenehmigungen wieder einführen,
- Gebäudezyklusanalysen für Um- und Neubau zwingend vorschreiben (LCA)
- Bedarf für Neubau überprüfen und Ökobilanzen einfördern
- Kreislaforientiertes Konstruieren in allen Vorschriften verankern
- Nachweise zur Rückbaubarkeit / Hausbücher / digitaler Zwilling einführen
- Verpflichtende Baudokumentation und Archivierung für alle Gebäude und Bausanierungen einführen
- Radikale Änderung der Hochschulausbildung - Schwerpunkt Umbau, Baukonstruktion
- Lehre über Bauweisen und Konstruktionen des 20. Jh. (Gebäudebestand) für Handwerker intensivieren



Fazit und Appell

Füllen wir das Thema „Nachhaltigkeit“ endlich mit den richtigen Inhalten, die eine Zukunft sichern. Es braucht eine langfristige (politische) Strategie, die wir konsequent verfolgen und kein ständiges Agieren und Nachbessern von Gesetzen. Trennen wir uns von bequemen Denkweisen und bauen auf unseren „gesunden Menschenverstand“. Die Prinzipien des Denkmalschutzes beim sorgsamem Umgang können Vorbild sein. Das kann auch dem Ansehen des Denkmalschutzes helfen und für den Erhalt von Baukultur einen erheblichen Beitrag leisten. Das Augenmerk der Nachhaltigkeitsstrategie weniger auf Energie-Effizienz, sondern hin zu Suffizienz, zu einem Weniger und Sorgsamem, zu lenken, ist jetzt das Gebot der Stunde. Je länger man noch wartet, umso teurer und schmerzhafter wird das Umdenken.

Auch die geistigen Leistungen früherer Planungen müssen als Fundus der Grauen Energie betrachtet und geschätzt werden, es muss Spass machen, sich damit zu befassen; vielleicht entdecken wir dabei auch wieder Bauweisen, die unseren Stadtbildern zu mehr Lebensqualität, Grün und Nachhaltigkeit verhelfen. Graue Energie ist letztlich ein Schatz für die Bauwende, der nur aus den Tiefen vorhandener Erkenntnisse gehoben werden muss.



Literaturhinweise:

- Daniel Fuhrhop, Der unsichtbare Wohnraum, Wohnsuffizienz als Antwort auf Wohnraummangel, Klimakrise und Einsamkeit, Transcript, ISBN: 978-3-8394-6900-2
- Philippe Koch, Andreas Jud, ZHAW, Bauen ist Weiterbauen, Lucius Burckhardts Auseinandersetzung mit Architektur, Triest, Zürich, ISBN 978-3-03863-064-7
- Konstanty Gutschow, Umbau, Reprint von 1932, mit Vorwort von Markus Jäger, Hamburg 2024, ISBN 978-3-96060-703-8
- Ulrike Herrmann, Das Ende des Kapitalismus - warum Wachstum und Klimaschutz nicht vereinbar sind - und wie wir in Zukunft leben werden. Kiwi, Köln 2022, ISBN 978-3-462-00255-3
- Muck Petzet, Reduce, Reuse, Recycle - Ressource Architektur, Hatje Cantz 2012, ISBN 978-3-7757-3424-0

Hilfreiche Internetseiten:

- BAUWENDE e. V. (2021, Januar). Die graue Energie: Der entscheidende Hebel für Klimaschutz beim Bauen. [Online]. Available: <https://bauwende.de/factsheetgraeueenergie/>
- VDL_Vereinigung der Denkmalfachämter in den Ländern: <https://www.vdl-denkmalpflege.de/denkmalenschutz-ist-klimaschutz>
- <https://rebaunews.info/news/>
- <http://re-use-building.de/bauteilmenue-dach-rohbau-abdichtung-kautschuk/>

Brigitte Sesselmann ist Stadtplanerin und Architektin BDA aus Nürnberg, Vorsitzende von „BauLust - Initiative für Architektur & Öffentlichkeit e.V.“

Im Kontext: Ressourcenschonung trotz fehlender Denkmallistung

Graue Energie als Argument – Wir leben in Zeiten, in denen das Bewusstsein wächst, dass die Quellen unserer Lebensweise endlich sind. Architektinnen und Architekten setzen sich verstärkt für ein Umdenken ein. Erhalt muss mehr denn je gefördert werden. Ein Umbau ist oft die bessere Wahl als ein Abriss.

Erfreulicher Erhalt einer Villa

So schön kann gerettete „Graue Energie“ sein

Rechts eine Aufnahme der Villa des Farbenfabrikanten Hornauer in der Hartmannstraße. Ein Entwurf des Bamberger Architekten Gustav Haeberle aus dem Jahr 1913. Vor wenigen Jahren war bereits ein Abbruch und Neubau an dieser Stelle vorgesehen. Im letzten Moment konnte eine Aufnahme in die Denkmalliste das Vorhaben stoppen.



Oben der jetzige Zustand nach Sanierung - und wie erfreulich ist doch das Ergebnis: Ein Haus von einer Qualität, an die ein Neuentwurf wohl kaum herangereicht hätte.

Im Kontext: (Gerade noch) rechtzeitige Denkmallistung. Den wirksamsten Schutz bietet noch immer die Anerkennung als Einzeldenkmal. Wir haben Verständnis dafür, dass klare Kriterien eingehalten werden müssen und nicht alle Altbauten diesen Status erreichen können. Und doch werden wir auch künftig dafür werben, dass der Weg der Neuaufnahmen auch in einer scheinbar „gesättigten“ Stadt wie Bamberg vom zuständigen Landesamt für Denkmalpflege weiter mutig besritten wird.

Vortrag von Dr. Horst Miekisch im Vereinsheim am Schillerplatz

„Lagarde“ - Vorzeigequartier unter falschem Namen?

Zwischen 19 und 21 Uhr an diesem warmen 25. Juli 2024 oszillierte in unserem, mit 60 Personen bis zum letzten Platz besetzten Versammlungsraum die Stimmung zwischen gespanntem Lauschen und lebhafter Gesprächsbeteiligung:

Als Einstimmung wurden einige filmische Dokumente gezeigt, die das mittlerweile leider bereits verstorbene Vereinsmitglied Peter Berns im Jahr 1999 anlässlich damals von Dr. Miekisch veranstalteten Führungen auf den ehemaligen Kasernengeländen gedreht hatte. Diese Sequenzen stellen, angesichts der ganz massiven baulichen Eingriffe in den vergangenen Jahren, wertvolle Dokumente dar, die den Verlust architektonischen und kulturgeschichtlichen Gedächtnisses der Stadt Bamberg an ihre militärisch nicht unbedeutende Vergangenheit offenkundig machen.

Geschichtliche Einordnung

Dr. Horst Miekisch verstand es danach meisterlich, die Geschichte der ehemaligen „Neuen Infanteriekaserne“ an der Pödeldorfer-/Weißenburgstraße sowohl in die seit der Reichsgründung 1870/71 an Bedeutung immer weiter zunehmenden Rolle Bambergs als Garnisonsstadt, als auch in die gesamteuropäischen politischen Spannungsverhältnisse unter Bismarck einzuordnen.

Die große Anlage entstand zwischen 1890 und 1915 für das 5. Königlich-bayerische Infanterieregiment und stellt somit einen historistischen Militärbau im Königreich Bayern aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg dar. Dieser ist in die Denkmalliste eingetragen. Weitere Militärgebäude entstanden in der Zeit ab 1910 und wurden 1919 Heimat des 17. (Bayerischen) Reiter-Regiments. Diese, sowie ein großes Areal über die historische Kaserne hinaus, seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs ein Standort der US-Streitkräfte („Warner Barracks“) und von den Amerikanern entsprechend baulich gestaltet, bilden seit November 2014 ein „Konversionsgelände“.

Die Attacke von „Lagarde“

Minutiös recherchiert, entwickelte uns Dr. Miekisch den Ablauf der dramatischen Geschehnisse vom 10. und 11. August 1914 beim etwas südlich von Metz, damals im deutschen Teil Lothringens gelegenen Dorf

Lagarde (dt. Gerden): Die Bamberger Ulanen, beritten, bewaffnet in erster Linie mit Lanzen und eigentlich betraut mit Frontaufklärung, gerieten in Lagarde gleich zu Beginn des Ersten Weltkrieges in eine wahre Todesfalle und erlitten schwerste Verluste durch die französischen Maschinengewehre, bevor weitere deutsche Soldaten nachrückten und den Franzosen schließlich dort eine vernichtende Niederlage zufügten. In Gedenken an diesen hart erfochtenen militärischen Erfolg, entstand volkstümlich die Bezeichnung „Lagarde-Kaserne“, nicht zuletzt wohl deshalb, weil sie den Endpunkt der nach den Ereignissen so benannten „Lagardestraße“ (heute Eckbertstraße) bildete.

„Lagarde“ als Name für ein neues Stadtviertel?

Dr. Miekisch sprach den meisten Anwesenden im Saal aus dem Herzen, als er das Resumée zog: Für einen Ort in heutiger Zeit, der soeben eine aufwändige Neugestaltung und Aufwertung erfahren hat, sei der kriegsverherrlichende Name „Lagarde“ völlig unpassend und sollte sowohl von der Stadtverwaltung, als auch von den Investoren nicht verwendet werden. Angeregt wurde im Saal erörtert, wie es überhaupt zur Namensgebung im Lauf der Zeit gekommen sei und ob sie geltenden Gesetzen zur Benennung öffentlicher Plätze und Strassen nicht zuwiderlaufe. Ursprünglich trug die darauf zuführende Straße diesen Namen, dann die bis heute so benannte Bushaltestelle an der Zollnerstraße. Offiziell hieß die Kaserne an sich jedoch immer nur „Infanteriekaserne“, - aber es habe sich im Volksmund eben der Name „Lagarde“ eingeschlichen. Eine Entscheidung im Stadtrat zu der offiziellen Benennung des zukunfrächtigen Ortes hat es offenbar nie gegeben, genauso wenig eine geschichtsbewusste, gewissenhafte Reflexion seitens der Investoren, die den Namen „Lagarde“ für die Location werbewirksam aufzubauschen verstehen. Die Huldigung gegenüber dem deutschen Militarismus des frühen 20. Jahrhunderts erfährt auf diese Weise mit „Lagarde-Campus“, „Zentrum für Digitalisierung und Gründung LAGARDE1“ und „LAGARDE HÖFE“ eine ebenso unselige wie unzeitgemäße Fortsetzung. Eine nachträgliche Umbenennung scheint derzeit aus vielerlei Gründen völlig utopisch zu sein. Die Idee Lorbers, doch vielleicht wenigstens einen Ort innerhalb des Geländes zum erläu-

ternden Gedenken an die Ereignisse vom August 1914 und gewidmet der Deutsch-Französischen Freundschaft zu schaffen, sollte deutlich an die Öffentlichkeit getragen werden und nicht in Vergessenheit geraten.

Dieter Zipprich

Dr. Horst Miekisch, war von 1963 bis 1999 Lehrer für Geschichte, Deutsch und Erdkunde an Bamberger Gymnasien, Referent in der Lehrerfortbildung, sowie Leiter von Lehr- und Studienfahrten im In- und Ausland. Er hat mehrere Publikationen zur Fränkischen und Bamberger Geschichte sowie zu den katholischen Reformbewegungen in Bayern verfasst. Von 1996 bis 1999 war er Vorsitzender der Schutzgemeinschaft Alt-Bamberg.



Vermittlung des Namens „Lagarde“ durch erklärende Kunst - ein Vorschlag



Oben: Der Torso des einstigen Marsbrunnens

Wie Herr Dr. Miekisch eindrücklich darstellte, ist der Name „Lagarde-Campus“ für Bamberg's jüngstes Wohnviertel wenig geschickt gewählt.

Schon der Begriff „Campus“, der sich eigentlich immer auf eine Universität oder andere Forschungsstätte bezieht, wirkt wie ein arg konstruierter Marketing-Stempel. Mit viel gutem Willen kann man ihn, angesichts der geplanten pflegerisch-medizinischen Forschung im „Sancura-Park“, der Entwicklungsarbeit im Digitalen Gründerzentrum und der Cyber-Crime-Stelle noch hinnehmen. Umso mehr, wenn die Stadt ihr Versprechen einlöst und aus den beiden Hallen eine möglichst vielfältige Stätte für bis bisher oft eher stiefmütterlich behandelte experimentelle und alternative Kultur schafft. Davon würde ganz Bamberg profitieren.

Insbesondere ist die Benennung nach dem Gemetzel von „Lagarde“, wie auf den Vorseiten erläutert, mehr als unglücklich und erinnert an einen Tiefpunkt der Deutsch-Französischen Geschichte. Eine irrtümliche Entscheidung, die man nicht mehr ändern kann, sollte man zumindest erklären. Vielleicht gelingt es sogar, aus der Not eine Tugend zu machen....

Unser Vorschlag: eine Tafel, die über die Herkunft des Namens „Lagarde“ informiert, ihn einordnet - eingebettet in ein Kriegs-Mahnmal, in ein Denkmal welches das Wunder der aus einstiger „Erbfeindschaft“ zur Freundschaft gewandelten Beziehung zu Frankreich und die Befriedung Europas würdigt.

Mars-Torso als Mahnmal

Hierfür könnte man auch den ebenso vergessenen wie beeindruckenden Resten des Marsbrunnens aus dem städtischen Depot wieder einen neuen Nutzen geben. Der Brunnen wurde wohl 1726 vom Hofbildhauer Claude Curé im Hof der fürstbischöflichen Langgasskaserne am heutigen Schönleinsplatz errichtet. Als er 1895 dem Neubau der heutigen Hypovereinsbank weichen musste, überführte man ihn in die Infanteriekaserne (den heutigen „Lagarde-Campus“ also) und gab ihm eine neue Bedeutung als Ruhmesmal des Deutsch-Französischen Krieges. Symbolträchtig, dass er zwei Konflikte später im Zweiten Weltkrieg fast zerstört wurde. Die Trümmer fielen, eingelagert, in einen Dornröschenschlaf. Zeit, dieses symbolisch aufgeladene Zeugnis bewegter und bewegender Geschichte wieder ans Tageslicht zu holen! Zurück, in jene vom Krieg zum Frieden umgewidmete Kaserne, in der er einst bereits stand.

Was könnte ein besseres Sinnbild für den steinigen Weg zur Deutsch-Französischen-Freundschaft und europäischen Einigung sein, als dieser mit zahlreichen „Wunden“ übersäte, kopflose Torso des Kriegsgottes Mars?

Die letztliche Ausgestaltung wäre sicher ein faszinierender Auftrag für Künstlerinnen oder Künstler. Gewiss würden sich viele an einer entsprechenden Ausschreibung oder einem Wettbewerb beteiligen. Ein schöner Auftakt für den angestrebten „Kunst-Campus“.

Als Standort böte sich der Platz zwischen der sogenannten „Post-“ und „Reithalle“ an: Durch seine zentrale Lage, seine Funktion als Herz des Kulturquartiers und als Mitte des neuen Viertels - dessen Straßennamen politischen Vorbildern gewidmet wurden. Insbesondere erscheint sein eigener Name wie gemacht für ein solches Denkmal: Platz der Menschenrechte.

Martin Lorber

Ein Blick ins neue Quartier

Betrachten wir die Entwicklung der ehemaligen Infanteriekaserne: Natürlich können aktuelle Bilder nur eine Momentaufnahme sein. Weite Teile sind noch im Bau, die Gestaltung der Straßen und des Grüns ist noch nicht abgeschlossen. Dennoch zeigt sich nach Jahren der Entwicklung ein Bild. Wie geht man im Viertel mit dem baulichen Erbe um?

Einzelne Bauten, die unter Denkmalschutz stehen, wurden inzwischen saniert, wie das ehemalige Offiziersgebäude auf dem Foto rechts an der Weißenburgstraße (neu: John-F.-Kennedy-Boulevard 3/5).

In weiten Teilen aber regierte und regiert noch immer der Bagger. Freilich geben die vergleichenden Abbildungen nur einen Zwischenstand wieder. Doch sie machen deutlich, wie wenig Rücksicht im Rah-



men der Umwandlung auf vorhandene Bausubstanz, auf vorhandene Gestaltung und bereits gewachsenes Grün genommen wurde. Viel Erhaltenswertes, Qualitätvolles ist ohne Not verschwunden.



Typisch für das Gelände waren sorgsam verlegte Pflastersteine. Über so manchen von ihnen klapperten einst wohl schon die Hufe der Reiterei. Auch die Amerikaner ließen sie unangetastet. Eine ebenso schöne wie nachhaltige Lösung. Doch damit ist es nun vorbei.

Wo man andernorts derartige Flächen schafft, um in Zeiten des Starkregens Regenwasser leichter versickern zu lassen, wurden sie hier großflächig herausgeboren und durch öden Asphalt ersetzt. Passt das zum angestrebten Konzept der „Schwammstadt“?



Während sich die kulturellen Wohltaten meist über die Altstadt ergießen, trocknete der bevölkerungsreichste Stadtteil östlich der Bahntrasse in dieser Hinsicht regelrecht aus. Kinos wie das Capitol und Eden sind längst Geschichte, ebenso wie das Stable-Theater der U.S. Army. Besonders die Schließung des Freizeitwerks St. Heinrich hinterließ eine klaffende Lücke.

Nun soll der Stadtteil endlich ein Kulturquartier erhalten - so das Versprechen. Die Posthalle, die Reithalle

und den Platz dazwischen möchte man auf vielfältige Weise bespielen. Die oft im Schatten stehende Alternativkultur würde endlich einen festen Platz finden. Wichtig, dass dieses Versprechen auch eingelöst wird!

Kleiner „Fun-Fact“ am Rande: Die „Posthalle“ war ursprünglich die eigentliche Reithalle, während in die „Reithalle“ womöglich nie ein Pferd einen Huf gesetzt hat. Ein weiterer Hinweis, dass man es mit historisch korrekter Namensgebung im Areal nicht immer allzu ernst nahm.

Entlang der Zollner- und Weißenburgstraße erlebt der geschichtliche Rahmen der Kaserne eine Verstümmelung. Die P&P-Gruppe hat unsere mehrfach an sie herangetragenen Anregungen und Bitten, wenigstens einige exemplarische Zeugnisse der einstigen Stallungen zu bewahren und damit den historischen Bezug ihrer „Sunshine-Lofts“



kenntlich zu machen, komplett ignoriert. Kein Tor, keine Schmiede, keine Inschrift, kein Schornstein durfte bleiben. Alles landete achtlos im Schutt. Mehr als etwas Mauerwerk im Erdgeschoss und ein Imitat der Dachform ist nicht übrig. Ein Hohn, dass die Firma angesichts dieser kläglichen Reste mit einer „Sanierungsabschreibung“ werben darf.



Nach all dem Raubbau erscheint es unumgänglich, dass wenigstens für den letzten verbliebenen authentischen Pferdestall eine bewahrende Nutzung gefunden wird. Sollte auch er einen Komplettumbau erfahren, wäre die einstige Bedeutung der Reiterei für das Areal an keiner Stelle mehr ablesbar. Die Antwort auf unsere entsprechende Anfrage an die Stadt lässt Böses ahnen - von einem Interesse zum Erhalt ist dort absolut nichts zu spüren. Begründung: es sei ja kein Einzeldenkmal...

Die Stadt Bamberg hat hier die Gelegenheit umzudenken und zu beweisen, dass sie mit gutem Beispiel vorangeht und ein bedeutsames Gebäude auch ohne Listeneintrag erhalten kann!

*Im Kontext: Zerstörung eines nicht gelisteten Ensembles
Oft fehlt das Gespür, dass auch ein nicht als Denkmal eingestuftes Altbau Bedeutendes zu Stadtbild und ablesbarer Historie beitragen kann. Der Umgang mit den Stallungen in der Lagarde zeigt es: Spätestens bei den „Sunshine Lofts“ regiert die Einfallslosigkeit. Leider war auch die Stadt Bamberg selbst im Rahmen der Konversion bisher allzu oft kein Vorbild für nachhaltigen Umgang mit Grauer Energie und bauhistorischen Zeugnissen. Nicht nur die Altstadt, auch Bamberg-Ost erzählt Stadtgeschichte ... wesentliche Teile davon drohen aktuell für immer verloren zu gehen.*

Unten: Haus 7119. Die letzte authentisch erhaltene Stallung auf dem Gelände.





Luftbild Wunderburg ca. 1930. StadtA BA, BS331-2a 10286

Ulrike Griebmayr

Wahrzeichen auf den zweiten Blick

Vergessene Botschaften von Ulanen, Displaced Persons und US-Soldaten an den Kasernengebäuden in der Wunderburg

Die Wunderburg als Heimat der Ulanen

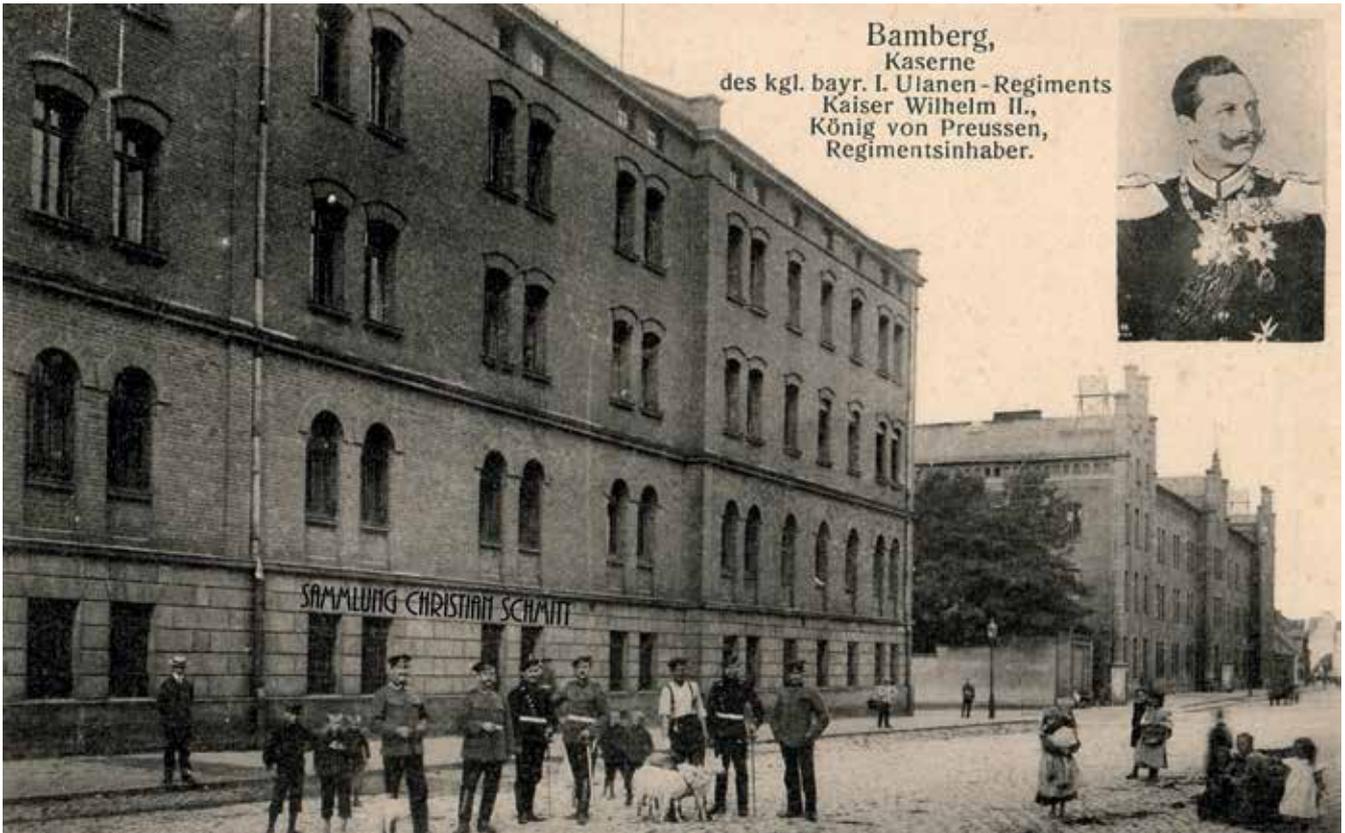
Gegenüber der Maria Hilf-Kirche, eingerahmt von Pfarrhof, Brauereigasthaus, Gärtner- und Handwerkerhäusern wird auf einer Grünfläche, die früher der Bleichanger war, 1953 das Ulanendenkmal aufgestellt und somit – einem wechselvollen Schicksal unterworfen seit Projektierung bis zur Einweihung am Obstmarkt 1924, über drohende Einschmelzung und dann doch nur Einlagerung 1943 bis zum Beinahe-Vergessen und dann Wiedererinnern nach dem Zweiten Weltkrieg durch Veteranen- und Bürgerverein – mitten ins Herz des Stadtviertels Wunderburg gepflanzt. Der Nürnberger Bildhauer Konrad Roth hat die Bronzefigur des „Ulanen zu Pferd“ entworfen. Am steinernen Sockel sind mehrere Tafeln und Inschriften, unter anderem zum Gedenken an die Gefallenen des 1. Ulanenregiments und der 17-er Reiter im 1. Weltkrieg angebracht, eine davon ist auch erst bei Wiedererrichtung

des Denkmals von der Ulanenkaserne hierher umgezogen. Die Geschichte des Kriegerdenkmals und seiner Inschriften, nachzulesen in „Die Wunderburg. Eine Stadtteilgeschichte.“ von Horst Gehringer, wirft ein Schlaglicht auf die Erinnerungskultur im Wandel der Zeit. Für uns ein Ankerpunkt, von dem aus wir das Netz nach echten Lebensspuren auswerfen.

Nicht weit, nur einige Minuten zu Fuß die Holzgartenstraße entlang, trifft man auf das erste, bis 1945 militärisch genutzte Gebäude, linkerhand an der parallel zur Bahnlinie verlaufenden Nürnberger Straße, die Koppenhofkaserne.

Denkmal der Militärarchitektur

Die Koppenhofkaserne ist das erste, vollständig neu erbaute Kasernengebäude, das in Bamberg vom 1806 gegründeten Königreich Bayern errichtet wurde. Vorher – und auch noch zeitgleich mit den neuen Kaser-



Holzhof- und Koppenhofkaserne vor 1918. Sammlung Christian Schmitt

nen – wurden die sogenannte „Langgasskaserne“ aus dem Jahr 1707 sowie ab 1803 säkularisierte Klosteranlagen wie Clarissen-, Karmeliten-, Dominikaner-, Heiliggrab-, Kapuziner- und Franziskanerkloster militärisch genutzt. Bamberg ist schon seit fürstbischöflicher Zeit Garnisonsstadt. Ab 1860 wird das neue Kasernengebäude auf dem Gelände des ehemaligen fürstbischöflichen Koppenhofes (vermutlich ein Fohlenhof), der ebenfalls seit der Säkularisation schon mit Kavallerie belegt war und als Koppenhofkaserne geführt wurde, als dreiflügeliger, risalitgegliederter Blankziegelbau im neugotischen Maximilianstil erbaut. Auffällig sind die Türmchen und Zinnen an den Giebeln, die an eine Festung oder Burg erinnern, architektonische Verzierungen, die Mitte des 19. Jahrhunderts gleichermaßen für Militär- wie für Industriearchitektur beliebt waren. Ein Blick über die Bahnlinie hinüber zur „Maiselbräu“ zeigt ein entsprechend verziertes Bauwerk. Auch die – noch funktionierende – Uhr am Giebel über dem Mittelrisalit zum Kasernenhof hin, ist erwähnenswert.

Neben dem Hauptgebäude bestand die Kasernenanlage aus drei langgestreckten Ställen, der Beschlagsschmiede, einer Holzremise, dem Arrestlokal und einem Reithaus, alles funktional im Rechteck um einen freien Platz zum Exerzieren angeordnet. Die Reithalle existiert noch, man kann von der Koppenhofgasse hinter einer Mauer einen Blick auf sie erhaschen. Ebenso sind die seit der Nachkriegszeit zu Privathäusern umgebauten Stallungen entlang der Holzgarten- und

Kapellenstraße in ihrer Struktur noch gut erkennbar, teilweise sind auch noch backsteinsichtige Originalfassaden vorhanden.

Nach dem Bau der Koppenhofkaserne erfolgten noch weitere Neubauten, die Holzhofkaserne I (1883) und Holzhof II (1887) in unmittelbarer Nachbarschaft entlang der Nürnberger Straße. Alle drei waren idealtypisch angelegt, hinter dem Hauptgebäude um einen möglichst rechteckigen Hof die Stallungen und andere Nebengebäude und dahinter eine Reithalle gruppiert. Bei Holzhof I und II ist die Abweichung vom idealen Rechteck der dreieckigen Form des Grundstückes geschuldet. Des Weiteren wurden ein als Lazarett genutzter Kasernenbau auf dem Gelände des Heiliggrab-Klosters und schließlich ab den 1890er Jahren die weitläufige Anlage in der Pödeldorferstraße, die Infanteriekaserne (bis heute ohne Rücksicht auf deutsch-französische Freundschaft und Militär und Nation weniger verherrlichende Zeiten immer noch nach einer siegreichen Kavallerie-Attacke in Lothringen 1914 – und weiterhin trotz Umbau in ein Wohnquartier – „Lagarde“ genannt).

Die Koppenhofkaserne wurde als Lazarett, Feldspital und Kriegsgefangenenlager – 1870/71 waren hier 700 französische Kriegsgefangene untergebracht – betrieben und nahm schließlich 1872 zwei Eskadronen des Kgl. Bayer. 1. Ulanenregiments, gegründet 1863,

auf. Die Ulanen, eine Art leichte Kavallerie, entstanden im 18. Jahrhundert im ost- und südosteuropäischen Raum, am bekanntesten sind die polnischen Ulanen. Ihre Hauptwaffe war die Lanze, die nun, Mitte des 19. Jahrhunderts, in Westeuropa schon gar nicht mehr in Verwendung war, Seitenwaffe der Säbel. Charakteristisch außerdem die Kopfbedeckung, Tschapka genannt, mit dem viereckigen Deckel und dem herabhängenden weißen Roßhaarschweif.

In der Holzhofkaserne I waren Unterkünfte der 3. u. 5. Eskadron, Offizierskasino, Regimentsgeschäftszimmer, Kantine und Veterinär-Apotheke untergebracht. Holzhof II, das spätere Faschingskaufhaus von Peter Schauer, beherbergte die 4. Eskadron, die Büchsenmacherei und den Krankenbereich; seit 1890 eine Reitbahn sowie eine Sattelkammer.

In diesem gesamten Gelände in der Wunderburg waren nun effektiv Unterkünfte, Stallungen und technische Bereiche des Regiments zusammengefasst. Außerdem war die Nähe zum Übungsgelände im Hauptsmoorwald, zum Exerzierplatz an der Strullendorfer Straße, sowie zum Garnisonsschießplatz gegeben. Für die Kavallerie war der Hauptsmoorwald nicht zuletzt wegen des weichen Sandbodens ein perfekter Standortvorteil.

Die Menschen hinter den Dienstgraden

Das Ulanenregiment erfreute sich über Bamberg hinaus großer Beliebtheit. Mitglieder fränkischer Adelsfamilien und des herzoglichen Zweiges der Wittelsbacher waren im Offizierskorps vertreten. Einige der bekanntesten Namen: Gebattel, Guttenberg, Perfall, Crailsheim, Bibra, Seckendorff, Stauffenberg.

Die Bamberger „Kaiserulanen“ – sie waren nicht nur dem bayerischen Königshaus, sondern auch dem preußischen Kaiser verpflichtet – waren in der Öffentlichkeit sehr präsent, sei es bei Besuchen der königlichen oder kaiserlichen Familie, bei der Fronleichnamsprozession und vielen anderen Gelegenheiten zur Repräsentation.

Das Regiment nahm unter anderem am deutsch-deutschen Krieg 1866, am deutsch-französischen Krieg 1870/71 bei den Schlachten von Wörth und Sedan, bei der Belagerung von Paris und später am 1. Weltkrieg teil. 1914 fand die ebenso sieg- wie verlustreiche Attacke von Lagarde statt; am Ulanendenkmal ist eine entsprechende Inschrift angebracht. Das Gedenken an Lagarde und die Gefallenen des 1. Weltkriegs wurde zu den Jahrestagen feierlich von den Veteranenvereinen begangen. Seit 1920, bedingt durch die militärischen Umstrukturierungen nach dem Versailler Vertrag, führte nur noch das Reiter-Regiment 17 die Tradition der bayrischen Reiterregimenter weiter.

Claus Schenk Graf von Stauffenberg tritt 1926 als Fahnenjunker ins 17. Reiterregiment in Bamberg ein. Hier beginnt seine militärische Laufbahn. Zum Gefallenenedenken kommt seit den 1960er Jahren vermehrt das Erinnern an den Widerstand des 20. Juli 1944 hinzu, also an die vier Regimentsangehörigen der 17er Reiter, die am Anschlag auf Hitler am 20. Juli 1944 maßgeblich beteiligt waren und zum Tode verurteilt wurden: Generalleutnant Karl Freiherr von Thüngen, Oberst im Generalstabdienst Claus Schenk Graf von Stauffenberg, Major Ludwig Freiherr von Leonrod, Major Roland Freiherr von Hößlin. Rudolf Graf von Marogna-Redwitz, der ebenfalls zum engsten Kreis um Stauffenberg gehörte und auch auf der Gedenktafel im Dom aufgeführt wird, war unter anderem Kavallerist der Schwere Reiter in München.

Einritzungen aus der Ulanenzeit

Dank einer denkmalgerechten, behutsamen Sanierung, bei der die Original-Backsteine der Fassade größtenteils erhalten wurden, sind am gesamten Gebäude zahlreiche Namensinschriften bzw. Einritzungen erhalten. An der straßenseitigen Fassade hat sich ein „A. Götz...(dann unleserlich)“ tief eingeritzt, um den Haupteingang herum sind teils sich überlagernde Einritzungen, oft auch in zierlicher Schreifschrift, zu sehen. Leider stören viele wild ausgeführte Kratzer die



Lesbarkeit. Die ältesten („Georg W...felder 186..“) sind aus der Ulanenzeit, schon kurz nach Erbauung der Kopenhofkaserne entstanden, manche mit Angabe des Regiments und der kleineren taktischen Einheit, der Eskadron. „Meyer 1897“ ein weiteres Beispiel. Auch die Namen „Knobloch“ und „Gottwalt“ sind deutlich lesbar. Mit neuester Bildbearbeitungstechnik könnte man vermutlich noch mehr Ergebnisse erzielen.

Die Ulanen jedoch sind nicht die einzigen, deren Lebenszeichen von der Fassade ablesbar sind.

„Vorübergehende Heimat im Land der Täter“

„Nach 1945 werden die ehemaligen Militärgebäude als Wohn- und Geschäftshäuser umgebaut und saniert“, so weit der Erklärtext auf der Stele am Gehweg vor dem Gebäude. Hier wird eine zwar kurze, aber intensive Phase einfach ausgeklammert, die Zeit vom Kriegsende 1945 bis zum Jahr 1949, als in der Kopenhofkaserne jüdische „Displaced Persons“ untergebracht waren. Einen kleinen, eingeritzten Davidsstern kann man schon an der Vorderseite des Gebäudes auf einem Backstein finden. Geht man zur Rückseite des nördlichen Risalits, entdeckt man am Sandsteinsockel die Einritzung „Chaim“.

Chaim ist ein jüdischer Vorname, er bedeutet „Leben“. Es gibt ihn als Namensbestandteil einiger Kibbuzim – das sind ländliche Kollektivsiedlungen mit gemeinsamem Eigentum und basisdemokratischen Strukturen – in Israel, aber auch eines Kibbuz hier in Franken nach dem Zweiten Weltkrieg, „Chafec Chaim“ – übersetzt „der das Leben will“ (Psalm 34,13-14). Die Alliierten beschlagnahmten Bauernhöfe von ehemals aktiven Nazis und stellten sie den jüdischen Überlebenden zur Verfügung. Im „Kibbuz Talba“ in Scheßlitz beispielsweise lebten in den Jahren 1946 bis 1948 ca. 100 junge Leute zwischen 16 und 30 Jahren und lernten Landwirtschaft in einem Trainingsbauernhof, übten in Scheßlitz sozusagen für eine zionistische Musterfarm. Viele junge Männer aus Polen, der Ukraine und Rumänien waren übrigens aktiv im Widerstand gegen



das Naziregime in ihren Herkunftsländern gewesen, hatten Erfahrung als Partisanen und Ghettokämpfer. Der bekannteste jüdische Trainingsbauernhof ist vielleicht „Kibbuz Nili“ auf dem Pleikershof in Mittelfranken, dem Gut des NSDAP-Gauleiters und Herausgeber des Hetzblattes „Der Stürmer“, Julius Streicher. Nili ist eine Abkürzung und steht für den hebräischen Satz „Nezach Israel lo Jeschaker“, das heißt: Die Ewigkeit des Volkes Israel ist nicht zu verleugnen.

Nach 12 Jahren erbarmungsloser Verfolgung und Vernichtung erscheint es wie ein Wunder, dass nun in Bamberg nach dem Ende des zweiten Weltkrieges bis zu 2.700 Jüdinnen und Juden lebten, ja, Bamberg sich sogar zu einem jüdischen geistigen und kulturellen Zentrum in Franken entwickelt hat. Von den Bamberger jüdischen Bürgerinnen und Bürgern hatte nur eine Handvoll überlebt. Die Menschen, die jetzt hier in Bamberg Unterkunft fanden, stammten mehrheitlich aus Osteuropa, Häftlinge und Verschleppte aus Konzentrations- und Arbeitslagern, Heimatlose, vor Juden Hass und Diskriminierung aus ihren Heimatländern in den amerikanischen Sektor Geflüchtete. Tausende Überlebende der Shoah warteten in Bamberg und Umgebung auf eine Möglichkeit zur Auswanderung nach Palästina oder Übersee. Doch die klassischen Einwanderungsländer hielten ihre Tore lange Zeit fest verschlossen, und die Gründung des jüdischen Staates wurde erst im Mai 1948 verwirklicht. So dauerte der Aufenthalt im Land der Täter, der für viele Überlebende nur ein Zwischenstopp sein sollte, meist jahrelang.

Insgesamt hielten sich in Deutschland, Stand Sommer 1947, inmitten der Trümmerlandschaft ihrer besiegten Verfolger, die die „Endlösung der Judenfrage“ zu ihrem Ziel erklärt hatten – knapp 200.000 als Displaced Persons bezeichnete Jüdinnen und Juden auf.

Bamberg – Sitz des „Regionalkomitee der befreiten Juden in Franken“

Die jüdischen DP's wurden von der Amerikanischen Armee und der Flüchtlingsorganisation der Vereinten Nationen UNRRA betreut, verwalteten sich aber weitgehend selbst. Bamberg war, u.a. aus Gründen der Infrastruktur, ein Hauptzentrum in Bayern, hier war auch das „Regionalkomitee der befreiten Juden in Franken“, das das wirtschaftliche, kulturelle und soziale Leben in den drei fränkischen Bezirken organisierte, ansässig. Das Komitee betreute 29 DP-Lager, 2 Kinderlager, 18 Kibbuzim und 25 Gemeinden (insgesamt bis zu 16.000 Personen).

Das Camp in der Kopenhofkaserne war ein geschlossenes, bewachtes Camp. Der amerikanische Präsident Harry S. Truman hatte schon im Sommer 1945 die Gründung von Auffangslagern, also Displaced Persons Camps veranlasst und den Überlebenden der Shoah eine weitgehende politische und kulturelle Autonomie gestattet. Aus Angst vor Pogromen und



Holzhofkaserne zur Zeit der Belegung mit Displaced Persons, ca. 1947. Sammlung Christian Schmitt

Übergriffen der deutschen Bevölkerung wurden solche Camps wie hier in der Ulanenkaserne eingezäunt, von Soldaten der US-Army bewacht, und es gab eine eigene jüdische Lagerpolizei. Vom Dezember 1945 bis 1949 waren hier mehrere Hundert Menschen, darunter viele Kinder, untergebracht. Zu Zeiten der höchsten Belegung 1946 und 1947 waren das um die 1.600 Personen. Im Stadtgebiet lebten weitere jüdische DP's in Wohnungen und in beschlagnahmten Privathäusern, ebenfalls auf engstem Raum.

Während man auf die Ausreise nach Eretz Israel hoffte, das ja bis 1948 noch britisches Mandatsgebiet Palästina war, war man nicht untätig: Für die Jungen und Mädchen wurde Schule improvisiert; hebräischer Sprachunterricht, Rechnen, Englisch, Palästinakunde standen auf dem Stundenplan, unterrichtet wurde vorerst in Jiddisch, der Muttersprache der osteuropäischen Juden und Jüdinnen. Hier in der Ulanenkaserne war schon seit Anfang 1946 eine richtige Volksschule aufgebaut worden. Aber auch religiöse Unterweisung fand statt in einer Talmud-Thora-Schule etwa und der Jeshiva, der jüdischen Hochschule.

Vorbereitung auf das Leben in Eretz Israel

Hohen Stellenwert besaß natürlich auch die berufliche Ausbildung: in einer Art Berufsschule konnten verschiedene Berufe wie Schlosser, Weber, Automechaniker, Radiotechniker, usw. erlernt werden. Auto-mechaniker war am gefragtesten.

Man muss sich vorstellen, dass jüdische Menschen ja mehr als 10 Jahre lang von jeglicher Bildung, jeglichem wie auch immer geartetem Engagement ausgeschlossen waren. Jetzt blickten vor allem die jungen Menschen voller Tatendrang in die Zukunft. Sie wollten nie wieder Opfer sein und bereiteten sich auf das Leben in Israel zudem auch durch körperliche Ertüchtigung vor. Zum erstenmal in der Geschichte war der Zionismus nicht mehr nur eine Theorie, sondern eine Weltanschauung, die mit der Emigration nach Eretz Israel, dem Land Israel, in die Tat umgesetzt werden konnte. Endlich konnte die im zionistischen Gedanken untrennbare Einheit von Am Israel, Torat Israel und Eretz Israel, also von Volk Israel, jüdischer Lehre und Land Israel umgesetzt werden. Während des Völkerbundmandates wurde der offizielle Name „Palästina“ in seiner hebräischen Darstellung regulär mit dem Zusatz „-Eretz Israel“ versehen.

Wie schon erwähnt, existierten zahlreiche Kibbuzim in Franken. Außerdem gab es Orte, an denen zum Kampf ausgebildet wurde, so zum Beispiel in Wildbad, Landkreis Neustadt an der Aisch-Bad Windsheim; dort war eine Offiziersschule der geheimen jüdischen Untergrundarmee Hagana. Es war schon voraussehbar, dass der neugegründete Staat Israel militärisch ausgebildete Leute braucht.

Sport spielte eine große Rolle in den Camps; Fußball war noch beliebter als Boxen und Leichtathletik. Zwischen den verschiedenen Fußballvereinen wurden Freundschaftsspiele ausgetragen, die hiesigen Sport- bzw. Fußballvereine hießen Hakoach Bamberg und Makabi Bamberg.

Unser Wort – unser Recht

Über all diese Aktivitäten berichtete auch eine eigene Zeitung: „Undzer Wort“. Die vom Zentralkomitee der befreiten Juden in der US-Zone mit Sitz in Bamberg herausgegebene Wochenschrift erschien von März 1946 bis Dezember 1947. Die Auflagenstärke betrug 7.500 Exemplare, gedruckt auf den Rotationen des Fränkischen Tags. Weil es nicht genug hebräische Lettern gab, aber auch nicht alle Juden so gut Hebräisch lesen konnten, wurden die Texte anfangs meist in lateinischen Lettern in jiddischer Sprache gedruckt und nur die Überschriften waren Hebräisch. Im Editorial der ersten Ausgabe stand folgender Aufruf: „Schreibt! Mahnt das Weltgewissen! Wir wollen nicht auf der mit unserem Blut getränkten Erde bleiben. Unser seit zweitausend Jahren bestehendes Recht auf unser eigenes Land lassen wir uns von niemandem nehmen. Zahlenmässig klein, aber moralisch stark, fordern wir, die Tore von Eretz Israel für unser geplagtes Volk zu öffnen! Ein jüdisches Heim, ein jüdisches Land, das ist unsere Parole.“

Die international geführten Debatten über die Palästinafrage, die Arbeit der zionistischen Bewegung – diese schleuste auch illegal Menschen aus Europa ins britische Mandatsgebiet Palästina, denn die erlaubten Kontingente waren sehr klein – aber auch der Umgang der Alliierten Gerichtsbarkeit mit NS-Tätern waren zentrale Themen der Zeitung, ebenso Artikel und Zeitzeugenberichte über das Leben in den Ghettos und Lagern sowie über jüdische Partisanen und Widerstandskämpfer während der NS-Zeit. Außerdem berichtete „Undzer Wort“ über die Situation in den Camps und veröffentlichte Suchmeldungen nach vermissten Familienmitgliedern; Beiträge über sportliche und kulturelle Ereignisse, Theater und Musikveranstaltungen nahmen ebenfalls großen Raum ein.

Die letzte kulturelle Veranstaltung in der Ulanenkaserne fand im September 1948 statt: das 24 Musiker und Sänger umfassende „Jidisiz Representanc Orkes-ter“ spielte vor begeistertem Publikum. Es wurde der Wunsch ausgedrückt, die Musiker bald in einem Orchester in Israel hören zu können. Im April 1949 wurde dann das Bamberger Lager geschlossen.

Am 14. Mai 1948 hatte David Ben Gurion die Unabhängigkeit Israels ausgerufen. Der neue Staat ging aus einem Teil des britischen Mandatsgebiets Palästina hervor. Die arabischen Staaten Ägypten, Transjordanien, Syrien, Libanon und der Irak griffen Israel noch am gleichen Tag an.

Eine kleine Gruppe von meist alten und kranken Menschen, die nicht mehr auswandern konnten, bildeten zusammen mit einigen wenigen überlebenden oder zurückgekehrten Jüdinnen und Juden die Keimzelle für die 1951 neu gegründete Bamberger Israelitische Kultusgemeinde.

Das jüdische Wandbild – Theaterkulisse oder Agitprop?

An der Rückseite des südlichen Seitenflügels oder Seitenrisalts der Kopenhofkaserne ist am Sandsteinsockel eine größere farbige Malerei im Breitformat zu sehen. Die Darstellung auf der rechten Seite des Wandbilds ist noch gut erkennbar, ein deutsches (fränkisches?) Dorf, bestehend aus einer Kirche mit spitzem Turm und mehreren Häusern mit einer typisch fränkischen Tor-einfahrt und im Vordergrund einem Fachwerkhäus und einem kleineren, länglichen Gebäude, einer Mühle. Der Wunderburg ähnelt es meiner Meinung nach nicht.

Darüber ragt ein Soldat in einer grauen Uniform mit Kappe und Schulterstücken auf. Sein Gesicht ist „teddybärg“, ganz einfach gezeichnet mit schematisierter Schnauze und kleinen runden Äuglein. Die kindgerechte, positive Figur des Soldaten könnte tatsächlich auf ein Puppenspiel hinweisen; Prof. Krings hat eine Deutung des Wandbildes als Puppenspiel-Hintergrund in seiner Spurensuche „Ami gone home“ (2017), fest-





gehalten. Dafür spräche auch der naive, spielzeugartige Charakter der Szenerie. Vielleicht gab es den Soldaten auch „zum Anfassen“ als Handpuppe? Amerikanische Soldaten haben das DP-Camp bewacht und waren im Alltag gegenwärtig. Theater gespielt wurde nachweislich auch, warum also nicht auch für oder von den Kindern, die hier im Camp lebten, spielten und lernten?

Ganz rechts oben eine Windmühle, die primitiv, wie aus Bauklötzen, zusammengesetzt ist, und ebenfalls Fragen aufwirft. Links von Dorf und Soldat ist Landschaft zu sehen, grünes Gebüsch und nackte Hügel, die aber nur noch durch starke schwarzen Konturen sichtbar sind. Auf dieser – nicht mehr so gut erhaltenen Seite – befindet sich auch eine hebräische Inschrift in weißer Farbe.

Spring an den Ort, den du begehrt!

Laut Rabbinerin Dr. Deusel ist die Inschrift (noch) nicht entschlüsselbar, trotz Hinzuziehung des Lehrstuhls für Judaistik schon vor Jahren. „Die Inschrift dürfte einem zionistischen Aufruf zur geschlossenen Einwanderung nach Israel, damals britisches Mandat Palästina, entsprechen“ (Deusel/Daniel/Beisbart: Jüdisches Bamberg. Ein Gang durch die Stadt. Erratablatt zu S. 75, Abb. 54).

Bei der Eingabe von „יָפֵחַ ילְעַל יוֹפֵק“ in den Google-Übersetzer kam etwas heraus, was gut zur Deutung als zionistischer Aufruf passen würde: „Spring in deinen Wunsch“ oder „Spring an den Ort, den du begehrt“. Bleibt allerdings spekulativ, weil die teils unleserlichen Buchstaben auch anders interpretiert werden könnten und das Ganze dadurch mehrdeutig wird. Vielleicht ist die Aufschrift auch nur ein Teil eines Satzes oder Spruches. Das letzte Wort Chafetz oder Chefetz (Hefetz) lässt sich wohl als einziges einwandfrei erkennen, es bedeutet Gefallen, Lust.

Die Deutung eines Theologen und Hebraisten – er vermutet eine bekannte jüdische Sentenz oder einen Bibelvers, findet ihn aber nicht – lautet etwa „fern ist

meinem Joch jeglicher Gefallen“. Dann gibt es noch die Aussage von einer Dame, die in der Koppenhofkaserne wohnt und vor längerer Zeit einmal Besuch von israelischen Freunden hatte, denen zufolge der Spruch einfach „Gute Heimkehr“ lautete.

Wie dem auch sei – in jedem Fall wäre es natürlich sehr einleuchtend, wenn die im DP-Camp untergebrachten Kinder hier mit einem Theater- oder Puppentheaterstück spielerisch auf ihre spätere Ausreise nach Palästina vorbereitet worden wären und in der Inschrift der Wunsch und die Hoffnung auf ein neues Leben dort ausgedrückt wäre.

Außerdem habe ich im Jüdischen Museum in Fürth ein abgenommenes Wandfresko entdeckt, das ursprünglich ebenfalls aus einem DP-Camp (ehem. Hermann-Göring-Siedlung, Bad Windsheim) stammt. Es zeigt einen jüdischer Siedler, der Nazideutschland verlässt und nach Palästina auswandert. Dort auf den Bergen Israels warten Zelte und Wohnungen auf ihn, überstrahlt von einer großen, orangeroten Sonne. Ein Agitationsbild, von der Thematik her wahrscheinlich ähnlich wie unser Wandbild.

Beim Wandbild an der Koppenhofkaserne jedoch wird das fränkische Dorf positiver konnotiert und nimmt eine zentrale Stellung ein. Außerdem ist, wie schon erwähnt, die Malweise nicht professionell, sondern kindlich bzw. kindgerecht, ohne perspektivische Planung der Szenerie, sondern als reihende Anordnung nebeneinander stehender Elemente. Dadurch kein auffordernder Charakter wie bei einem Agitationsbild; daher ist die Deutung von Prof. Krings am nachvollziehbarsten. Ein von Kindern oder für Kinder gemachter Theaterspiel-Hintergrund.

Im Eintrag der Koppenhofkaserne in die Bayerische Denkmalliste wurde das Wandbild mitaufgenommen und als „jüdische Wandmalerei am südlichen Risalit, 1945-1949“ (Bayer. Landesamt f. Denkmalpflege) bezeichnet.

Einige weitere Einritzungen im Sandstein sind schlecht erkennbar und harren noch ihrer Deutung,

ein weiteres hebräisches Wort und eine Art Wappen mit eingeritzten Buchstaben aus der Zeit des Kgl. Bayerischen Ulanenregiments. Nach Auflösung des DP-Camps waren in den Kasernengebäuden Heimatvertriebene und Flüchtlinge untergebracht. Die Stadt veranlasste dann den Umbau zu Wohnungen für 48 Familien, die 1950 eingeweiht wurden. Auch in den ehemaligen Stallungsgebäuden an der Holzgarten- und Kapellenstraße entstanden Wohnraum und sogar kleine Läden für den täglichen Bedarf, die hauptsächlich von Vertriebenen betrieben wurden und den Stallungen durch den Einbau von Ladenfenstern, etc. nach und nach ein anderes Gepräge gaben.

Auch von diesen ehemaligen Bewohnern lassen sich Spuren entdecken, so zum Beispiel gehäuft an einem rückwärtigen Ausgang der Koppenhofkaserne zahlreiche Namenskürzel mit Jahreszahlen aus den 1950er-Jahren.

Der gesamte Komplex der Ulanenkasernen erstreckt sich entlang der Nürnberger Straße (Hausnummern 110 – 116). An die Koppenhofkaserne schließt sich, jenseits der Holzgartenstraße, die 1883 erbaute Holzhofkaserne I an. Vom Erscheinungsbild her wichtig, ebenfalls ein Blankziegelbau mit Sandsteinsockel, jedoch glatter und schlichter als die Koppenhofkaserne. Sie ist auch größer in der Ausdehnung, besteht aus zwei Gebäudeteilen mit mehreren Treppenaufgängen. Die Kasernenarchitektur jener Zeit war schon stark funktional, zu Ungunsten irgendwelcher anheimelnder Verzierungen. Die Holzhofkaserne I steht nicht unter Denkmalschutz, ist aber dennoch, wie die Koppenhofkaserne, beim Umbau in Wohnnutzung nicht nur äußerlich kaum verändert worden. Auch eine Sanierung der beiden Kasernen in den 1990er-Jahren zur Verbesserung der Wohnqualität hat dem keinen Abbruch getan. Sogar im Inneren existieren noch die historischen Treppenstufen und -geländer, Fußböden und Türen.

Hinten, zum Hof hinaus, wurden großzügige Balkone angebaut, die, wie auch in der Koppenhofkaserne, neben den unumgänglichen Parkplätzen, von großen Kastanienbäumen flankiert werden. Die Fensteröffnungen sind, bis auf die Vergrößerung rückwärtiger Fenster zu Balkontüren, seit der Bauzeit gleich geblieben.

Die meisten und am besten lesbaren Inschriften befinden sich am sogenannten „Schauer-Gebäude“! Als nächstes und letztes Militärbauwerk in der Nürnberger Straße folgt die Holzhofkaserne II (erbaut 1886), wiederum ein backsteinsichtiges Gebäude mit Sandsteinsockel. Die Giebel sind oben mit Bullaugenfenstern geziert und die Fassade ist mit Lisenen gegliedert; an der Rückseite befinden sich zwei Laderampen.

Halb so groß wie die Holzhofkaserne I, besitzt sie die gleiche flache Dachneigung, und auch hier befand sich auf dem Grundstück eine Reithalle (seit 1890), sowie eine Sattelkammer. Der Hof allerdings war stark

verkürzt durch die Lage im Zwickel zwischen Nürnberger- und Kapellenstraße. Holzhof II beherbergte außerdem die 4. Eskadron, Büchsenmacherei und Krankenzentrum. In welcher Funktion genau sie nach dem Kriegsende 1945 genutzt wurde, ist noch offen, aber wir finden Lebenszeichen von DP's und GI's. Von 1974 bis 2020 war das „Kaufhaus der 5 Jahreszeiten“ der Familie Schauer hier ansässig, zuletzt auf drei Etagen. Seit dem Verkauf an einen Bamberger Investor ist ausgerechnet dieses Gebäude, an dem sich die meisten und am deutlichsten lesbaren Inschriften befinden, einem ungewissen Schicksal ausgeliefert.

Einritzungen aus der Zeit vor dem 1. Weltkrieg lassen sich an der gesamten Fassade zur Straße hin gut lesbar entdecken. Als Beispiele seien nur „Ulane Wisser 1909 / 17“, „J. Ullrich“, „Baptist Ramer“ und „J. Honeker 1. B. Ul. Rgt. 5... / Lg 1909 – 12... Ochsenfurt“ (ein Angehöriger des 1. Königlich Bayerischen Ulanenregiments, der aus Ochsenfurt stammte) genannt. Die Namen oder Namenskürzel aus dieser Zeit sind oft sehr schön geschrieben, in Schreibschrift, oder frakturähnlich, einige tief eingeritzt, andere mit leichter Hand, teilweise auch mit Bleistift geschrieben. Sogar solche Inschriften haben inzwischen mehr als 100 Jahre überdauert!

Bela Veinberger und andere, teils jüdische Displaced Persons haben sich ebenfalls hier verewigt.

Während einige Namen locker etwa in Kopfhöhe an der Straßenfront verteilt sind, befindet sich an der letzten Ecke vor und neben der Hofeinfahrt bzw. Durchfahrt zur Kapellenstraße eine einzigartige Häufung von Namen und die immer wieder auftauchende Jahreszahl 1945.

„Ich war hier“ - Die amerikanischen Soldaten der Befreiungsarmee

„Don Code 8.6.45“, „Brockton Montana June 23,45 On Duty from 7 till 10 everyday“, „Charles E. Schumacher Dubuque Iowa May 1 (oder 7) 1945“, und viele andere Namen haben wir 2021 fotografiert und erfasst (siehe Artikel in: *denkmalweiter* 18, 2022). Allein die für uns entzifferbaren Einritzungen von Soldaten der US-Army aus der Zeit nach Kriegsende sind ungefähr 50 an der Zahl!

Bamberg wurde am 13. April 1945 von der amerikanischen Armee befreit. Zahlreiche Inschriften tragen die Jahreszahl 1945, einige sogar ein genaueres Datum; Mai und Juni 1945 sind die frühesten, die wir gefunden haben. Häufig sind Namenskürzel und US-Bundesstaaten, es gibt aber auch Fanbekundungen, etwa für einen Rodeo-Reiter „Poplar Montana Montie“ oder für „20 century fox“. Sogar eine kleine Umrißzeichnung des US-Staates West-Virginia ist dabei, darin markiert der Herkunftsort des Soldaten, Monongah. Soldaten der 1st und der 79th Infantry Division haben sich mit ihrem Divisionszeichen verewigt. Ein eingeritztes Wappen mit der Eins geht über meh-

re Ziegelsteine hinweg. Die 1. Infanterie Division, die legendäre „Big Red One“ oder „Fighting First“, ist eng mit Bamberg verknüpft. Sie war eine der ersten Einheiten an den Stränden der Normandie und sicherte den so wichtigen Brückenkopf der Alliierten am D-Day 6. Juni 1944 (decision day = Tag der Entscheidung), der zur Befreiung Europas vom Naziregime führte. Auch in der Ardennenschlacht im Dezember 1944, auf dem Weg nach Deutschland, musste die 1. Infanteriedivision harte Kämpfe bestehen und hatte zahlreiche Verluste.

Bei der 79. Infanteriedivision der US-Army verhielt es sich ähnlich: Ihren Namen „Cross of Lorraine“ (Lothringerkreuz) hatte sich die Division im Ersten Weltkrieg bei der Maas-Argonnen-Offensive 1918 erworben; sie führte seither ein Kreuz mit zwei gleichlangen Querbalken im Schild, wie es auf der Ritzung erkennbar ist. Sie landete ebenfalls am D-Day an jenem Küstenabschnitt der Normandie mit dem Decknamen „Utah Beach“.

Zwei Namen waren sogar in genealogischen Datenbanken auffindbar: so konnte man erfahren, dass Edward Kee aus Portland / Oregon am 3. März 1925 in eine chinesischstämmige Familie geboren wurde und am 4. August 1962, mit nur 37 Jahren also, an Schrapnell-Verletzungen aus dem Zweiten Weltkrieg verstarb. Er war 20 Jahre alt, als er seinen Namen ans

Kasernengebäude in der Wunderburg schrieb.

Es ist berührend, diese Lebenszeichen kurz nach der Stunde Null, von US-Soldaten, die Europa unter großen Opfern vom Naziterror befreit haben, zu sehen. Das waren meist ganz junge Männer und alle, die sich hier verewigt haben, hatten das Glück, zu überleben.

Die Einritzungen sind akut bedroht!

Sollen ihre Spuren wirklich für immer verschwinden? Wir dürfen uns glücklich schätzen, dass sie da und für alle sichtbar sind! Vergleichbare, spontane Zeitdokumente existieren zum Beispiel im Bunker des Dokumentationszentrum Obersalzberg, das vom Institut für Zeitgeschichte München betreut wird: die Inschrift eines französischen Soldaten 1945*; auch die Aufschriften von Soldaten der siegreichen Sowjetarmee im Bundestag in Berlin 1945, die beim Umbau des Reichstagsgebäudes durch den Architekten Sir Norman Foster 1995 freigelegt und durch Einbeziehung in die Wände wie Gemälde sichtbar gemacht wurden, sind solche Zeitzeugnisse**.

Die Einritzungen der amerikanischen Soldaten hier in der Wunderburg in Bamberg bezeugen auf unspektakuläre Weise, aber nicht minder eindrucksvoll die Freude am Überleben: Ich hab's geschafft, ich bin hier! Bald geht es zurück in die Heimat! Und zugleich ein



Robert F. Sargent: Foto Operation Overlord, Omaha Beach, 1st Infantry Division, 1944. National Archives and Records Administration, Public domain, via Wikimedia Commons. Rechts Einritzung des Divisionszeichens an der Schauer-Fassade.

*Institut für Zeitgeschichte München-Berlin, Internetseite: Dokumentation Obersalzberg.

**Faltblatt des Deutschen Bundestages, hrsg. v. Sekretariat des Kunstbeirates, Berlin,

Text und Konzept: Andreas Kaernbach, Kurator der Kunstsammlungen des Deutschen Bundestages. „Sie schrieben ihre Namen und Heimatstädte mit farbiger Kreide oder Holzkohle auf die Innen- und Außenwände und nahmen auf diese Weise symbolisch Besitz vom Gebäude. Sie schrieben sich die Freude, überlebt zu haben, oder den Triumph, siegreich in Berlin zu sein, von der Seele, beschimpften Hitler und hinterließen – nicht anders als Menschen es seit Jahrtausenden tun – ein Zeichen der Selbstvergewisserung, ihres In-der-Welt-Seins.“

Wissen um alle durch Kriegsgräuel, Flucht und Vertreibung aus der Bahn geworfenen Lebensschicksale.

Wieder einmal ist die Crux, dass das Gebäude nicht unter Denkmalschutz steht, nicht einmal im Rahmen eines Ensembleschutzes, was in diesem Fall wirklich naheliegend wäre.

Der jetzige Eigentümer will eine große Anzahl kleiner Studentenapartments im Gebäude unterbringen, größere Fenster und ein weiteres Geschoss sind schon bewilligt. Gegenwärtig fast schon ein Automatismus, ist außerdem geplant, das Gebäude mit einer völlig unnötigen Außendämmung zu versehen. Der Tod für die Inschriften. Dazu hat der Bausenat zuletzt am 18. September wider besseres Wissen grünes Licht erteilt. Zur Zeit sind Mustertafeln und eine größere Musterfläche mit Pseudo-Klinkern am Gebäude zu sehen, mit denen der Bauherr die Fassade bekleben lassen will. Nun soll noch an einer Ecksituation das Erscheinungsbild dieser „Fake-Fassade“ mit einer weiteren Bemusterung simuliert werden, in der das vorgefundene Steinformat besser aufgenommen werden soll. Sollte all dies umgesetzt werden, stünde am Ende ein völlig neues Gebäude da, dem ein originales Bauwerk mit authentischen Zeitdokumenten geopfert worden wäre!

Seit 2020 schon, seit Bekanntwerden der Umbaupläne, fordern wir und unsere Unterstützer den Erhalt der Originalfassade.

Alles was war, soll ablesbar und erlebbar bleiben. Das gesamte Areal der Ulanenkasernen ist voller unverzichtbarer Spuren aus mehreren Zeitschichten. Unverzeihbar wäre deren Beseitigung.

Gegenüber, mit Blick auf die „Maisel-Bräu“, ist ein Platz mit historischem Tütschengereuther Pflaster auf dem Bahngelände erhalten. Wahrscheinlich wurden hier Holz und Pferde verladen. Die Ludwig-Süd-Nord-Bahn existierte ja schon seit 1844. Jenseits der Bahntrasse, auf dem Gelände des „toom“-Baumarkts, stand das königlich-bayerische Proviantamt, ein Gebäudekomplex aus 4 mehrstöckigen Gebäuden, die Heeresbäckerei, das Haferlager, die Rauhfutterscheune (ein früher Stahlbetonskelettbau, 1997 unter und trotz Protest der Schutzgemeinschaft abgerissen), also Versorgungseinrichtungen für die Kasernen an der Nürnberger Straße. Lediglich das Dienstwohngebäude von 1913/15 blieb erhalten. Inzwischen ist auch der Baumarkt durch die geplante Vergrößerung der Geisfelder Unterführung mit einem Kreisels zum Aufgeben des Standorts aufgefordert. Absurd genug.

Im selben Zug soll auch das Eckhaus Theresienstraße/Nürnberger Straße abgerissen werden, ebenfalls ein charakteristischer Blankziegelbau mit einer schönen, noch erhaltenen Werbeaufschrift aus dem ersten Viertel des 20. Jh., „Bamberger Industriegesellschaft, Kräutereinkauf, Fabrik elektrotechnischer Bedarfsartikel“.

Im Kontext: Zerstörung der Fassade bei einem nicht gelisteten Altbau

Die Entwicklung am Schauer zeigt, wohin es führen kann, wenn ein Investor (noch) nicht erkennt, welcher Schatz in einer historischen Fassade liegt.

Gleichzeitig zeigen die Nachbargebäude, wie erfolgreich eine andere Sichtweise sein kann. Dort wurden die Kasernenbauten, auch ohne Denkmaleigenschaft und -förderung, als wertvoll erkannt. Es sind attraktive Wohnungen entstanden, ohne das Äußere zu verändern. Eine Entscheidung, die sich auch finanziell auszahlte.

Bilder davon und weitere Vorbilder finden Sie auf der nächsten Seite.

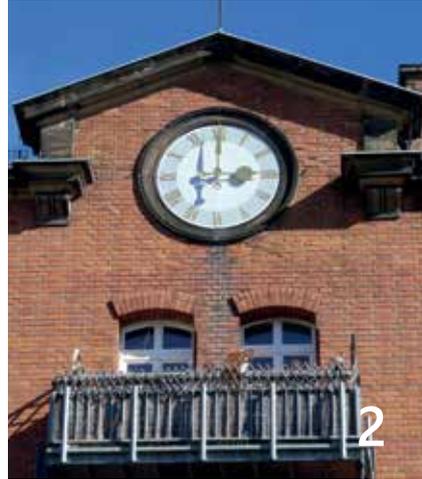
Literatur:

- Ortwin Beisbart, Rudolf Daniel und A. Yael Deusel: Jüdisches Bamberg. Ein Gang durch die Stadt. Bamberg, 2. Aufl. 2020. S. 72 – 75.
- Horst Gehring: Die Wunderburg in Bamberg, eine Stadtteilgeschichte. Bamberg, 2005. S.151 ff: Die Wunderburg als Militärstandort.
- Regina Hanemann: Jüdisches in Bamberg. Museen der Stadt Bamberg, 2013. S. 199 ff: Jim G. Tobias „Mir leben oif“ - Jüdische Displaced Persons in Bamberg 1945 bis 1950.
- Krings, Wilfried: „Ami gone home. Spuren der US-Militärpräsenz im Stadtbild von Bamberg 1945 – 2014.“ In: Schönere Heimat 2017, Heft 4, S. 331 – 338.
- Stefan Kestler und Götz Ulrich Penzel: Bamberg. Zufluchtsort für Vertriebene, Flüchtlinge und Heimatlose. Bamberg, 1999.
- Stefan Kestler, Kai Uwe Tapken: „Drum frisch, Kameraden, den Rappen gezäumt...“ Ein historisch-photographischer Streifzug durch die Bamberger Garnisonsgeschichte 1871 – 1939. Bamberg, 1998.
- Jim G. Tobias: Vorübergehende Heimat im Land der Täter. Jüdische DP-Camps in Franken 1945 – 1949. Nürnberg, 2002.
- Undzer Wort. Wohn-Szift / arojsgegebun durchn C.K. fun die bafraijte Jidin in Franken. 1.1946 – 2.1947. Digitalisat der Univ.-Bibl. Frankfurt a. M. (urn:nbn:de:hebis:30:1-149453)
- Gabriele Wiesemann u. Sabine Freitag: Bamberg. Militär und Stadt. Bayerisches Armeemuseum, 2019. S. 15-21/ S. 126 ff. / S.135 ff.

Potenzielle Vorbilder



1



2



3

Ein Blick auf die Details der **Holzhofkaserne**. Hier haben die klugen Investoren den Wert des Originals offenbar erkannt. Selbst Details, wie die Türen (1), die Uhr (2), die Treppenhäuser blieben auch ohne Förderung bewahrt. Auf übertriebene Dämmung wurde verzichtet. Nach Aussagen der Bewohner, gewährleisteten die alten, dicken Backsteinwände auch ohne derartige Maßnahmen bestes Raumklima.

Ein Beispiel für den gelungenen Umbau in Wohnraum unter Bewahrung der Backsteinfassaden ist die **Löwenbräu** am Stephansberg (3). Wie beim Schauer-Gebäude hatte die Fassade relativ kleine Fenster, die wenig Licht für die Wohnungen geboten hätten. Dies löste man geschickt durch den Einbau von kleinen Nebenfenstern, so dass die ursprünglichen Fenster weitgehend unversehrt erhalten blieben. Das Erdgeschoss blieb unverändert.



4

Beim Schauer besteht aufgrund eines veralteten Bebauungsplans das Recht aufzustocken. Wie auch das gut gelingen kann, ohne dem Charakter des Gebäudes zu schaden, kann man bei der heutigen **Landesjustizkasse** (4) in der Heiliggrabstraße erkennen. Einst ein Lazarett, wurde es durch ein relativ dezentes Dachgeschoss erweitert, das eine beeindruckende Fernsicht bietet. Auch attraktive Dachterrassen finden sich bei ähnlichen Bauvorhaben immer wieder. Ein Plus, das sich auch beim Schauer umsetzen ließe - mit eindrucksvoller Aussicht über die Wunderburg.



5

In allen genannten Fällen ging es auch ohne Außendämmung. So auch bei der **Erba** (5), das zudem eine sehr ähnliche Nutzung erfahren hat, wie sie auch der Investor beim Schauer anstrebt: kleine Apartments. Der Reiz der Originalfassade blieb dabei erhalten.

Im Kontext: Investment trotz fehlender Denkmallistung. Man sieht eindrucksvoll: die Bewahrung von Altbauten kann sich sehr oft auch wirtschaftlich lohnen.

Es entstehen Ergebnisse, die für die späteren Nutzer und Bewohner ungleich reizvoller sind, als so mancher Neubau. Nicht umsonst gehören „Lofts“ zu den beliebtesten und gesuchtesten Wohnformen. Gespür der Bauherrn, das belohnt wird: All diese Wohnungen fanden und finden bis heute reißenden Absatz.

Erlittene und drohende Verluste



6a



6b



7

Im Kontext: Abbrüche wegen fehlender Denkmallistung
Das obige Beispiel aus der **Egelseestraße** (6) ist leider nicht das einzige. Akut gefährdet sind, neben dem Schauergebäude, auch die bereits erwähnte **Stallung 7119** (7) in der Lagarde, der älteste Teil der Brauerei Mäusel - der **Kellereibau** (8) oder die **Theresienstraße 2** (9), die einem vielkritiserten und in seinem Ausmaß und Sinn zweifelhaften Kreisverkehr weichen soll.

Wir brauchen einen Wandel im Bewusstsein: Abbruch darf sich nicht mehr lohnen als der Erhalt!

Bevor ein „Rückbau“ geplant wird, sollte man sich mehrfach überlegen, ob ein Erhalt oder eine Umnutzung nicht möglich wäre. Die positiven Beispiele auf der linken Seite beweisen, wie oft sich diese Entscheidung lohnt.



8



9

Arndt Ruhnow

Es tut sich wieder was in Hilkersdorf...

Sanierungsgeschichten Folge 2

Tatsächlich ist unser letzter Bericht über unser Sanierungsprojekt in Hilkersdorf schon einige Zeit her (Ausgabe 11, 1/2019).

Aber anders als wahrscheinlich vermutet, war es nicht nur die Corona-Pandemie, die uns ausgebremst hat, sondern eine andere schwere Erkrankung hat uns gut 2,5 Jahre zurückgeworfen! Diese Zeit war alles andere als einfach für uns – wie sich wohl jeder vorstellen kann. Umso erfreulicher ist es, dass wir heute schöne Neuigkeiten berichten können, und das ist die Hauptsache.

Ganz untätig vergingen die Jahre dann doch nicht. Es ist mir gelungen, von einem unweit entfernten Scheunenabriss zahlreiche Sparren sowie alte fränkische Rinnenziegel zu erstehen und nach Hilkersdorf zu bringen. Außerdem wurde auch in erreichbarer Entfernung (zu meinem großen Bedauern) ein schönes ehemaliges Gasthaus (Fachwerk) abgerissen, wovon wir etliches Altholz (und den ehem. Tanzbodenbelag) erwerben konnten, das ebenso nach Zwischenlagerung zu unserer Baustelle transportiert wurde.

Nach Genesung wollten wir dann im Frühjahr 2023 die langersehnte und dringend notwendige Ertüchtigung des notdürftig gesicherten Rest-Dachstuhl (1595/96 dendrodat.) angehen. Die Schwierigkeit bestand darin, einen geeigneten Zimmereibetrieb hierfür zu gewinnen. Den meisten war die Arbeit zu viel – sie hatten bessere und leichtere Aufträge. So wurden wir vertröstet, aufgeschoben, liegengelassen... bis es unsere Architektin dann doch geschafft hat, einen denkmalerfahrenen Betrieb aus der Umgebung zu überzeugen.

Die Arbeiten begannen Anfang September 2023, also auch wieder 6 Monate später als geplant. Wir waren aber froh, und die Zimmermänner haben 4 Wochen lang zur Zufriedenheit aller Beachtliches geleistet. Das Tragwerk wurde neu ausgerichtet, schadhaftes ange-setzt, statische Bauteile mit Altholz tragfähig ertüchtigt. Zur Dämmung wurden Holzfaserplatten sowie die Lattung zur Eindeckung, die im kommenden Frühjahr 2024 angedacht war, aufgebracht.

Den bevorstehenden Winter hat die neue Dachhaut unbeschadet (durch Abdeckung) überstanden und wir konnten planmäßig im März – auch unter Erbringung von viel Eigenleistung - mit der Eindeckung beginnen.

Es bleibt an dieser Stelle nur festzustellen, dass so mancher Dachdecker bzw. Zimmermann sich mit alten fränkischen Rinnenziegeln schwer tut; leider hat nicht jeder das Gespür dafür oder sieht den Sinn darin, diese „alten Dinger“ wieder auf ein Dach zu legen. Hier kamen uns Kontakte von unserer Sanierung in Mürsbach zugute und wir fanden zwei Zimmerer, wovon einer zum ersten Mal in seiner Laufbahn diese Ziegelform zu legen lernte. Nun befinden sich wieder ca. 6.000 schöne, gut erhaltene regionaltypische Rinnenziegel auf dem Dach, wovon welche noch vom Haus selbst stammen (Bild oben).

Mit den Spenglerarbeiten und weiteren eigenerbrachten Arbeiten (z.B. First und Ortgänge mörteln), welche nur am Wochenende ausgeführt werden konnten, ist das Dach nun komplett.

Inzwischen hat nun auch der Westgiebel, der Anfang des 20. Jh. aus Ziegelsteinen ergänzt und das Haus somit etwas verlängert hat, einen ersten Anstrich mit Kalkfarbe erhalten (Bild unten). Als nächstes werden – vielleicht noch diesen Herbst – die neuen Fenster im Giebel eingebaut. Alle anderen sollen im zeitigen Frühjahr aufgearbeitet werden. Ebenso sollen dann der bauzeitliche Ostgiebel und die derzeit mit einer Plane verhängte Nordwand wieder ausgefacht werden, die Gefache sowie die Südfassade neu verputzt und der Innenausbau begonnen werden.

Mit den aktuellen Preisentwicklungen bei den Handwerksbetrieben wird auch hier eine gute Portion Eigenleistung erforderlich. Wobei sich diese Arbeiten auch wunderbar eignen, Lernwilligen das Arbeiten am Fachwerk mit Lehm und Kalk zu unterbreiten.

Warten wir also mal, was das neue Jahr mit sich bringt. Es bleibt weiterhin spannend, aber wir sind guter Dinge, dass das Haus – zumindest für einfache Ansprüche – bald nutzbar ist und nach über 40 Jahren Leerstand wieder darin gelebt und gefeiert werden kann.

Im Kontext: Rettung durch Denkmalstatus

Das Haus in Hilkersdorf ist ein Beispiel für ein eingetragenes Denkmal, dem durch Verfall bereits die Streichung aus der Liste drohte. Nur durch den Verbleib in der Liste, entsprechende Förderungen und das Engagement der neuen Besitzer konnte es gerettet werden.



Fürs kommende Jahr 2025 ist ein Fachwerkseminar in Hilkersdorf geplant: Interessierte (Fachwerk-)Denkmaleigentümer, Studierende der Denkmalpflege, Helfer beim „Häusla“ am Kaulberg können das Arbeiten mit Lehm und Kalk erlernen. Die Einnahmen kämen als Spenden der „Häusla“-Sanierung zugute. Näheres im nächsten Heft!



Aktuelles vom Oberen Kaulberg

Unser Häusla geht in den Endspurt

Wer den Kaulberg entlangkam, wird die Entwicklung unseres kleinen Hauses schon mitverfolgt haben. Der leider arg geschädigte Dachstuhl wurde erneuert und mit einer Mischung aus alten und wiederverwendeten Ziegeln neu gedeckt. Um auch den zweiten Stock künftig gut als Wohnraum nutzen zu können, wurden ein Dach- und ein kleines Giebelfenster ergänzt. Der unter Fliesen zerfallene Sandsteinsockel musste komplett erneuert werden. Schadhafte Stellen im Fachwerk fanden ihre Ergänzung, wobei die größten Veränderungen diesbezüglich, von außen unsichtbar, im Inneren stattfanden, wo unter anderem eine Stützwand eingezogen wurde, die der Südwand wieder volle Stabilität verleiht. Schließlich hat die Fassade eine neue Hülle aus Dämmputz erhalten, wobei wir großen Wert darauf legten, die markante und alles andere als akkurat gerade Form wieder sichtbar zu machen. Vorbei die Zeit, in der die Wände hinter Betonfaserplatten verschalt waren. Schließlich kam eine kräftigere Variante des vorherigen Rosarot darüber. Hierbei orientierten wir uns mangels überlieferter Muster an Fassaden in Sichtweite. Die Traufbretter und Fensterfaschen blieben original erhalten und wurden wie früher weiß gestrichen. Abgestimmt dazu bekamen die Fenster kleine hellblaue Läden.

All das hat seine Zeit gebraucht. Der sehr schlechte Zustand von Dachstuhl, Fachwerk und Sockel zwangen uns dazu, umfassend zu erneuern. Bei allem Sparbemühen wurde manches dadurch doch etwas teurer als erwartet. Bisweilen legte auch die Natur die Bremse ein, wie beim Putz, der eigentlich schon im Herbst letzten Jahres hätte fertig werden sollen, aber wegen des einsetzenden Dauerregens lange nicht aufgebracht werden konnte. Doch das Wunderbare bei der Sanierung eines solchen Hauses: die guten Momente überwogen deutlich. Es ging sichtlich voran! Immer wieder konnten wir zudem spannende neue Muster im Putz entdecken, Scherben aus dem Mittelalter, Heiligenbildchen aus dem Biedermeier. Und nun werden wir mit dem Blick auf ein gerettetes Kleinod belohnt. Seit diesem Sommer ist das Gerüst gefallen, es darf sich wieder zeigen.

Ein weitgehend neuer Dachstuhl sowie Unterstützung durch ein innenliegendes Fachwerk waren notwendig. Gute handwerkliche Arbeit, die gerecht entlohnt wurde.



Damit ist eine ganz wesentliche weitere Etappe beim Erhalt unseres Häckerhäuschens erreicht. Nach den Phasen der Erforschung, der Schadensaufnahme und der Planung, steht die Außenhülle nun wieder sicher und von Schäden befreit da. Die Zukunft ist damit für die nächsten Jahrzehnte gewährleistet.

An dieser Stelle wollen wir uns ganz herzlich bei allen Patinnen und Paten bedanken, sowie bei allen, die Hand angelegt und die das Projekt schon so weit getragen haben. Ohne sie wären wir nie so weit gekommen.

Nun gehen wir in die entscheidende Schlussetappe! Die Anschlüsse für Wasser, Strom und Glasfaser sind schon gelegt - die Installationen im Inneren werden nun folgen - einschließlich eines neuen Badezimmers. Der Dachstuhl soll gedämmt, die Böden verlegt, der zweite Stock mit Leiter und Brüstung erschlossen werden. Fachwerk, Fenster und Türen erhalten frische Farbe. Die Innenwände werden wieder hell verputzt. Schließlich kommen die Möbel hinein, einschließlich der Küche.



Beginn unserer Spendenaktion „Endspurt am Häusla“

Nun gilt es, diesen Schluss-Spurt finanziell zu stemmen. Je besser es uns gelingt, die erwähnten Mehrkosten auszugleichen, desto zügiger können wir die weitere Sanierung angehen und desto näher kommen wir unserem Ziel, eine vollständig ausgestattete und angenehme Wohnung für unsere künftigen Stipendiatinnen und Stipendiaten zu schaffen.

Das Projekt bleibt auch weiterhin hauptsächlich durch Spenden finanziert. Hierzu bitten wir um Mithilfe. Wer einen Beitrag leisten möchte, ist dazu herzlich eingeladen. Die Daten unseres Spendenkontos finden Sie auf der letzten Seite.

Im ungünstigsten Fall, ohne weitere Spenden, würde der Innenausbau alleine über unsere Mitgliedsbeiträge finanziert. Dann wäre nur ein Vorgehen in kleinen Schritten und mit vielen Pausen möglich, so dass sich die Fertigstellung über weitere Jahre bis über 2030 hinaus strecken würde.

Im besten Fall werden wir durch ausreichende Zuwendungen in die Lage versetzt, die restliche Sanierung zügig durchzuziehen. Idealerweise könnte dann unsere Denkmalpflege-Stipendiatin bereits nächstes Jahr einziehen und unseren Verein unterstützen. Auch Herzensanliegen, wie die Sicherung von möglichst vielen der bis in die Bauzeit um 1728 zurückgehenden Putze, können dann bestmöglich umgesetzt werden. Jeder Schritt in diese Richtung wäre ein Gewinn!

Wir freuen uns über jeden Beitrag,
sei er groß oder klein!
... und unser „Häusla“ freut es bestimmt auch.

Im Kontext: Rettung trotz fehlender Listung

Auch unser „Häusla“ passt zum Thema dieser Ausgabe, denn auch dieses fast 300 Jahre alte Schmuckstück hat es nie auf die Denkmalliste geschafft. Ohne die Unterstützung so vieler Patinnen und Paten, Spenderinnen und Spender wäre eine bewahrende Sanierung daher kaum möglich gewesen.

Wer weiß, in wie vielen anderen historischen Bauten in Bamberg ein ähnlicher Sanierungstau vorhanden ist. Nicht alle finden einen Denkmalschutzverein, der sie rettet. Eine Aufstockung der Mittel aus dem Bamberger Modell wäre ein erster Weg, zumindest den Bauten der Altstadt auch weiterhin die Sicherheit zu geben, die sie benötigen.

Endspurt im Häusla

Spendenaktion zugunsten des Innenausbaus
am Oberen Kaulberg 31.

Tragen Sie zur Rettung
von Bambergs kleinstem Wohnhaus bei!

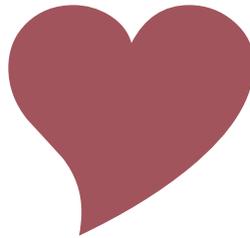
Schutzgemeinschaft Alt Bamberg
Sparkasse Bamberg
DE33 7705 0000 0220 3735 83
Überweisungszweck: Endspurt im Häusla

Zuwendungen für einen gemeinnützigen Verein sind steuerlich abzugsfähig.

Bei Spenden unter 300 Euro genügt ein einfacher Nachweis (beispielsweise eine Kopie der Überweisung) zur Vorlage beim Finanzamt.

Bei Spenden ab 300 Euro stellen wir gerne entsprechende Spendenquittungen aus, wenn Sie im Überweisungszweck Ihren Namen und Ihre Postanschrift angeben
oder Ihre Spende über www.haeusla.de anmelden.

Herzlichen Dank!



SCHUTZGEMEINSCHAFT ALT BAMBERG e. V.
Schillerplatz 9
96047 Bamberg

Gemeinnützige Vereinigung zum Schutz Bamberger Kulturdenkmale

MITGLIEDSANTRAG

Name, Vorname:

Name, Vorname Partner/in:

Straße:

PLZ/Wohnort:

Telefon: E-Mail:

Geb.-Datum: Geb.-Datum Partner/in:

Bitte ankreuzen: Ich möchte gern Mitglied werden und bezahle den Mitgliedsjahresbeitrag von

Einzelmitglied: 30,00 € Paar/Unternehmen: 35,00 €

Studierende zahlen jeweils die Hälfte (15,00 € bzw. 17,50 €)

Bankverbindung der SCHUTZGEMEINSCHAFT ALT BAMBERG e. V.

Sparkasse Bamberg IBAN DE33 7705 0000 0220 3735 83

Der Mitgliedsbeitrag soll im Lastschriftverfahren von meinem Konto eingezogen werden (jederzeit widerrufbar)

IBAN:

Mit meiner Unterschrift verpflichte ich mich, zur Erhaltung der Kultur-
güter Bambergs nach besten Kräften beizutragen.

Bamberg,

Unterschrift: Unterschrift Partner/in:

Die Daten werden von der Schutzgemeinschaft zur Mitgliederverwaltung verwendet.
Weiteres zum Datenschutz finden Sie unter www.altbamberg.de/datenschutz-impressum-kontakt

Impressum:

Schutzgemeinschaft Alt Bamberg e.V.

Schillerplatz 9

96047 Bamberg

1. Vorsitzender: Martin Lorber

www.altbamberg.de

www.facebook.de/altbamberg

info@altbamberg.de

